

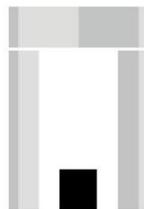
Uwe Czier (Hrsg.)

Berlin - Riga



Moriz Seeler – Gedichte

und mehr



RIGA-KOMITEE

STÄDTEBÜNDNIS
FÜR DAS ERINNERN UND GEDENKEN
AN DIE DEPORTATION VON JÜDINNEN UND JUDEN



© 2024 Uwe Czier in Zusammenarbeit
mit Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Deutsches Riga-Komitee

Vorwort

Wer war Moriz Seeler? Seine Biografie ist nur lückenhaft überliefert. Es gibt nur wenige Briefe und andere Zeugnisse, keine Tagebücher oder andere Quellen, in denen er über sich selbst berichtet. Sein Leben, wie wir es vor uns sehen, das sind seine Werke, das ist sein vielfältiges künstlerisches Schaffen, das ist sein Gespür, das ist seine Neugier auf sprachlichen und künstlerischen Ausdruck in vielfältigen Text- und Gestaltungsformen der Kunst.

Fragt man nach seinem Beruf, seiner Tätigkeit, muss man viele Begriffe bemühen. Moriz Seeler schrieb literarische Parodien, Gedichte, Zeitungskritiken, war Texter für eine Revue, Publizist, Regisseur und Produzent, Theaterintendant, Filmproduzent, kurz er probierte sich, zumeist erfolgreich, in vielerlei Funktionen. Er fand dabei sein Publikum, wusste Zuschauer und Mitwirkende, Leser und Kritiker zu begeistern.

Das beste Beispiel: Als Mitbegründer der Jungen Bühne, einer losen Theatergruppe ohne feste Spielstätte, die von 1922 bis 1927 bestand, bot er teils noch unbekanntes Schauspielereinnen und Schauspielern wie Curt Bois, Heinrich George, Kurt Gerron, Fritz Kortner, Elisabeth Bergner, Gerda Müller, Helene Weigel und Agnes Straub ein erstes Forum. Stücke von Bertolt Brecht, Marie-Luise Fleißer und Carl Zuckmayer gehörten zum Repertoire der Matineen. Unter der Leitung von Moriz Seeler entwickelte sich die Junge Bühne zu einem Zentrum für avantgardistisches Theater in Berlin, aber vor allem für einige der genannten Mitwirkenden zum Sprungbrett der eigenen Karriere. Künstlerisch war Moriz Seeler bestrebt, die Grenzen des traditionellen Theaters zu erweitern und neue Formen der Darstellung auszuprobieren.

Den gleichen Anspruch hatte der Film „Menschen am Sonntag“. Der Film entsprach dem Anspruch der Neuen Sachlichkeit, den Alltag der Menschen aufzugreifen. Moriz Seeler als Produzent arbeitete hier mit Regisseuren zusammen, die nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten in die USA flüchten mussten und dort Karriere machten. Und er setzte seine experimentell geprägte Arbeit aus der Zeit mit der Jungen Bühne fort.

Aber obwohl Moriz Seeler gut vernetzt war und seine Arbeit auch prägend für andere war, scheiterten seine Fluchtbemühungen. Nach 1933 hielt sich Moriz Seeler zeitweise in Wien und Prag auf, konnte dort jedoch nicht Fuß fassen. Nach einem Intermezzo als Gastregisseur beim Kulturbund Rhein-Ruhr 1935/36 hielt sich Moriz Seeler wieder in Wien und Prag auf., kehrte dann aber zurück in der Hoffnung auf eine mögliche dauerhafte Emigration aus Deutschland erneut nach Berlin zurück. Hilfsbemühungen von Freunden und Bekannten, Moriz Seeler eine Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen, bleiben ohne Erfolg. Im Mai 1942 wird Moriz Seeler in das Jüdische Krankenhaus eingeliefert, von wo aus er am 15. August 1942 mit dem „18. Osttransport“ nach Riga deportiert wird. Nach der Ankunft, am 18. August 1942, verliert sich seine Spur. Moriz Seeler wird vermutlich wie die anderen 1003 Insassen des Transportes in den Wäldern von Rumbula und Bikernieki ermordet.

Warum diese Zusammenstellung? Die Sammlung soll zum einen die künstlerische und journalistische Bandbreite von Moriz Seeler zeigen und sein Schaffen damit dem Vergessen entreißen. Sie soll keine Biografie ersetzen, sondern zum Lesen und Entdecken einladen. Das gesamte Schaffen von Moriz Seeler, seine Förderung junger Talente, seine Werke, sollen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, um damit anhand eines Einzelschicksals nicht nur an das Leid der Opfer, sondern auch an die Beiträge zur deutschen Kultur, die viele der jüdischen Opfer geleistet haben, zu erinnern. Gerade in Zeiten, in denen das „Nie wieder“ von

Leugnungen und Relativierungen überlagert zu werden droht, in denen Geschichte umgeschrieben wird, sind es die Stimmen der einzelnen Opfer, die anklagen, erinnern und mahnen.

Dabei versteht sich diese Zusammenstellung als atmendes Werk, das ergänzt und fortgeschrieben werden kann und soll.

Uwe Czier

Gärtringen

Im September 2024

Hinweise zu Moriz Seeler gerne an:

Berlin-Riga@gmx.de

Literaturhinweise:

Elbin, Günther: Am Sonntag in die Matinee. Persona-Verlag, Mannheim 1998

Jacobsen, Wolfgang: „Der Moriz Seeler muß Euch genügen, Herrschaften!“ Ein Porträt. Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin 2015

Erste Gedichte

Aus dem Gedichtzyklus „Dem Hirtenknaben“

I.

Deine Wimpern sind von sanfter Seide,
Auf den Hügeln Zions weiden deine Lämmer.
Fremd bist du unter den Fremden.

Von den Schultern nahmst du mir das Dämmer.
Mond und Muscheln brichst du mir am Morgen.
Jonathan bist du, und ich bin David.
Unsre Nächte sind von Milch und Purpur.

II.

Jonathan ist eines Königs Knabe,
Gold und Feuer ist auf seinen Schultern.
David aber stöhnt im Zelt zur Harfe.

Jonathan vergaß der Bogenschützen
Und des Weihrauchs und der Opferbrände.
In dem Nachen treibt er unsrer Liebe.

In: Die junge Kunst vom 1. Mai 1919

Deine Wimpern sind zwei Waisenknaben.
Umbraduft ist über ihren Scheiteln.
Mondwärts stehen sie am Himmel.

So entführte uns die weiße Wolke
Mondwärts über Sandelholz und Zedern.
Du bist ich und ich bin Du, mein Bruder.
Und wir lieben uns im Regenbogen.

In: Die junge Kunst vom 2. Juni 1919

Deine mondenen Knie schimmern trunken.
In den Tälern lockst du die Gazellen.
Krüge Lichtes schüttetest du mir aus.

Von den Wimpern schmilzt dir sanft der Abend.
Jonathan verging im Schoße Davids.
Deine Lieder sind im Atem Gottes.
Und die Schwerter wandeln sich in Eichel.

In: Die Junge Kunst vom 1. Juli 1919



Pressestimmen

Reinste und satteste Lyrik schwingt in den samtene Verszeilen. In Empfindung und Farbenwundern ohne das tragische Element einer Handlung schwelgt die Dichtung; das Land der Pharisäer erhebt neu und setzt sich Lied um Lied zu einem herrlichen Tempelmosaik zusammen. David und Jonathan und ihre Liebe zueinander, die in den Augen des Dichters neuen Ursprung, neuen Urkeim eingepflegt erhält, singt dem Leser entgegen. Der Autor gibt den beiden, in jugendlicher Kraft strotzenden Gestalten durch lesbisches Zusammenleben eine psychologisch« Bedeutung. Darüber liegt der Atem morgenländischer Bläue.

Clement Bigato in Die Junge Kunst .

Autoren-Abende

Autorenabend jüngster Dichtung.

Es lesen aus eigenen Werken 1. Max Herrmann- Neißé, 2. Hans Heinrich von Twardowski, 3. Theodor Däubler, 4. Moriz Seeler, 5. Simon Kronberg, 6. Paul Boldt am 17.12.1917 im Graphischen Kabinett, J.B. Neumann, Kurfürstendamm 232, Berlin.

Ein Autoren-Abend jüngster Dichtung soll immer Anlaß leidenschaftlicher Debatten werden. Und wenn auf Schläffeln gepiffen wird, gepiffen werden muß. Müde, leidenschaftslos, klassisch gemüßigt belächelt aber ging am Montag der jüngste Autorenabend im Graphischen Kabinett dahin. Ist über Däubler noch zu reden? Ueber Max Herrmann-Neißé? Auch über Paul Boldt haben sich die Wogen kritischen Streites ja längst gegättet, und seine gestern gehörten neuen, sehr verkrampten und gezwungenen Verse werden nicht wieder heurnutzen. Bleiben drei neue Männer. Keiner ein Treffer — außer Simon Kronberg vielleicht, der in ein paar jüdischen Geschichten Stilgefühl zeigte. Moriz Seeler aber kann im Stile Rilkes und Heyms wahrscheinlich ununterbrochen Verse und Strophen machen, das Fleisch ist, wie seine Exhilarationen zeigten, willig, — sehr willig, — aber der Geist ist noch schwach. Hans Heinrich von Twardowski endlich ist in seinen Geschichten mitde wie Baumbach. — Wo ist die Kraft? Die jüngste Kraft. Und wärs zum Krach. Her damit! Sei's unerhört, überspannt, formlos, Masse, Block, — aber interessant, hinreichend, mitreißend, niederstmettend! Sei's wirklich „Jüngste“ — ob —

a. l. Jüngste Dichtung lasen im Graphischen Kabinett Neumann ein paar lyrische Expressionistenbündler, die im Schutz der raumfüllenden Gestalt Theodor Däublers den Ausfall in die Öffentlichkeit wagten. Aber es war nicht eben ein Sieg, den sie sich erkämpften. Selbst Däubler vermochte mit seiner in breiter und bewußter Primitivität gebauten Ballade nicht von dem Zwang erlebter Gesichte und der schmiegamen Blut expressionistischer Gestaltung zu überzeugen. Was er vortrug, war mit kühler Intellektualität geformte literarische Arabeske, seelische Handkunft von erklügelter Substanz und leerem Pathos. Was seine Freunde gaben, erreichte nicht einmal die wenigstens formale Rundung der Däublerschen Dichtung. Kaffeehauskunst und Pubertätserotik sind auch in expressionistischer Aufmachung schal und ungenießbar.

Vossische Zeitung vom 19.12.1917

Berliner Tageblatt vom 19.12.1917

Autoren-Abend.

— Ein Autoren-Abend jüngster Dichtung findet morgen um 8 Uhr im Schubert-Saal statt. Große, Nadel, Herrmann, Joseph, Fries, Goldschmid. Hans Heinrich von Twardowski liest Gedichte von Moriz Seeler.

Es lesen 1. Otto H. Joseph: Sonette, 2. Moriz Seeler aus „Die Gefangenen“, gelesen von Hans Heinrich von Twardowski, 3. Max Herrmann: Dichtungen, 4. Arno Nadel: Gedichte aus „Der weissagende Dionysos“, 5. Carl Fries aus eigener Lyrik, 6. Leonor Goldschmid: Fünfter Akt der Gewalttragödie „Die Entweihung der Erde“ am 30.5.1918 im Schubert-Saal, Bülowstraße 104, Berlin.

Autoren-Abend im Schubertsaal.

Berliner Börsenzeitung vom 1. Juni 1918

Autoren-Abend im Schubertsaal.

Jüngstes, allerjüngstes Kunstschaffen brachte ein reichhaltiger Autoren-Abend im Schubertsaal; zwar nicht nur dem Alter nach junge Dichter, aber durchweg der stämmenden Seele nach jüngste Menschen. Max Herrmann, Moriz Seeler, Arno Nadel, Carl Fries u. a., — Frauen, die bereits einen guten Rang haben; um so bemerkender, daß sie nur eine so kleine Hörerschaft anzulocken wußten.

Hans Heinrich von Twardowski, auf dessen beglückende Bühnenlaufbahn unter Däubler man wenigstens sein darf, sang Mitmenschen höchst origineller Form und oft trivialen Inhalts vor. Die Gedichte Seelers sind mehr scharfe physiologische Charakterzeichnung, außerordentlich fein in manchen Zügen, wie „Der Dichter“, „Der Jude“, „Der Luftschöpferische“, als inhaltlich wahrhaft dichterisches Erleben.

Philosophisch viel zu sehr durchtränkt, um auch als Dichtung ergreifen zu können, ist die Kunst Otto H. Josephs, die hingebungsvoller Vortrag nicht viel mehr belebt.

Arno Nadel, den man als starken dramatischen Meister des Nibelungenstoffes vor kurzem bereits schätzen gelernt hat, gab weniger Eindrucksvolles in einem Gedicht-Plakat: „Der weissagende Dionysos“, in dem er Griechisch-Mythologisches modern nachempfand. Wunderbar echt wirkendes Pathos in manchem dieser Gedichte! Welche göttlichkeits-bewusste Erhabenheit in dem „dionysischen Spruch“!

Auch Carl Fries, ein Eigener auf Wegen der Lyrik, besonders wirksam, wo er dramatisch umsonst oder, mehr zur Skizze hinneigend, seine Beobachtungen lyrisch gestaltet. „Das freie Feld“ spiegelt seine wahrhaft warme Liebe zur Heimatde und Heimatprache, ein anderes Gedicht sagt wunderbar Tiefes über das Wesen des Sieges.

Schließen möchte ich mit dem größten, vielleicht einzigen großen Erlebnis des Abends, mit dem Werk Max Herrmanns, eines ebenso ehrlichen wie jungen Dichters. Schon die Art, wie er vorträgt — künstlerisch vielleicht wertlos, aber menschlich ergreifend, — wie er nachschaffend von neuem zum Schöpfer wird und Umgebung vergessend noch einmal aufwühlend erlebt, ist fast erschütternd. „Sonette an eine Schanzpfeife!“ Er, der Dichter, spricht es nur aus, spricht es ganz so natürlich aus, wie es all die feurigen Jünglinge des Theater-Dionys tausendfach denken und fühlen. Er nur, der Dichter, kann so voll Leid das „zum Krüppel werden“ und „an die Liebste denken“, was tausend andere eben so sehr an sich erfahren, gestalten. Welch ergreifende Reize zur Tragik in dem herrlichen: „Du mußt lachen, Lieblich, lachen —“ und auch im „Flirt“. Ein echter Dichter mit liebten Aenderungen und heißem Herzen.

Ger Trud.

Offener Brief von Hans Heinrich von Twardowski¹ an Moriz Seeler im September 1918 als Einleitung zu seinem Band „Der Rasende Pegasus“²

LIEBER MORIZ!

An erster Stelle dieses Buches sei Dein Name genannt, er sei auch an letzter Stelle genannt. Er sei genannt an zweiter, dritter, vierter, fünfter Stelle und an dreihundertundeinundachtzigster: er sei zum Beginn und zum Schluß genannt; über jeder dieser Seiten D ein Name! Anfang, Mitt' und Ende — immer sei Deiner gedacht! *

Als vor Jahresfrist wir uns kennenlernten — weißt Du noch: jene merkwürdige Begegnung im Café des Westens, der bunte Likör, das Spiel der Worte ? — damals hatte ich gerade meine ersten Parodien hingeworfen; um die selbe Zeit, so stellte später es sich heraus, hattest Du jene literarischen Aphorismen nieder geschrieben, in denen Du mit ein paar Worten das Wesen eines Dichters zu um reißen versuchtest. Du behandelst diese »Literarischen Porträts«, wie Du sie nanntest, zu jener Zeit zu Unrecht mit einer gewissen Gleichgültigkeit, als Spielerei, die neben ernsteren und größeren künstlerischen Arbeiten einherging. Noch viel gleichgültiger (ebenfalls zu Unrecht !) stand ich damals meinen wenigen Parodien gegen über. Ich wußte nicht, ob ich jemals neue schreiben würde, ich dachte nicht von ferne an eine Veröffentlichung, ich ahnte nicht, daß daraus dieser Band entstehen würde, der heute vor mir liegt. Deine »Literarischen Porträts« sollen ihm eine Art Ergänzung sein, sollen an Stelle tölpelhafter Einleitungen oder Vorworte stehen. Ich danke Dir, daß Du sie mir überlassen hast.

[...]

Literarische Porträts

Rainer Maria Rilke - transparente Musik.

Hugo von Hofmannsthal - ein gestickter Pfau im Abenduntergang (Was hätte aus dem werden können, wenn er mit achtzehn Jahren gestorben wäre . . .!)

Stefan George - die unbefleckte Empfängnis des Geistes.

Theodor Däubler - gläserne Magie. Metaphysische Hyazinthenzucht.

Elsa Lasker-Schüler - eine heilige Schlemihlie im brennenden Dornbusch. Die Spielgefährtin des lieben Gottes. Das Kind der Flamme Jeroscholajim, dessen liebster Spielzeug Menschen oder gläserne Murmeln oder die Abendsterne sind. (Die Abendsterne dürfen aber auch aus buntem Papier geschnitten sein.)

Johannes Becher - ein genialisches Gemisch aus Sperma, Chaos und Absinth. Degenschlucker, Messertänzer, Feueresser, roter Schrei.

¹ Freund von Moriz Seeler, der unter anderem auch seine Gedichte rezitierte

² Sammlung von Parodien von überwiegend expressionistischen Gedichten, verfasst von Hans Heinrich von Twardowski, denen literarische Porträts vom Moriz Seeler vorangestellt sind, die Kurt Tucholsky als „hübsche literarische Charakteristiken“ bezeichnete

Carl Sternheim - der schnoddrige Olympier. Ein Bürgerschreck mit leisem bürgerlichem Einschlag, ein Snobverächter mit snobistischen Allüren, ein Homunkulus, der allerdings nicht in der Retorte gezeugt ist.

Kasimir Edschmid - der dämonische Pausback. Ein stilisierter Karl May mit der Dichterlocke.

August Stramm - ein Stoßvogel mit ekstatischem Gewürge.

Franz Werfel - ein russisch gefärbter Franz von Assisi, der zufällig in einem Prager Café geboren wurde, mit der lyrischen Posaune.

Walter Hasenclever – der hymnische Fechter, der rhythmische Gymnast, die rasende Brauvourarie. Ekstatisches Brausepulver.

Albert Ehrenstein - Ahasver Schlemihl mit der tönenden Leier des Gottes. Ein melancholischer Frosch, dem man auf den Schwanz getreten hat und der nun Musikhaftes jault.

Rabindranath Tagore - der heliotropene Psalm.

Theodor Tagger - eine präziöse Null mit Betriebsamkeit und fingerfertigen Arrangements.

Ernst Blass - ein asphaltener Eichendorff.

Herbert Eulerberg - ein genialischer Einfall, der nicht recht weiß, was er mit sich anfangen soll.

Christian Morgenstern - der „Magus des Nordens“. Die Metaphysik des Purzelbaums. Wilhelm Busch mit dem Pferdefuß. Der Kosmos als Vexierbild.

Hermann Bahr - ein Aphorismus, der zu einem Werk von fünfzig Bänden aufgeplustert ward. Eine Schlangenhaut, die alle Viertelstunden sich häutet.

Georg Hermann - der Statthalter von Fontanopolis. Ein feines, altes Fräulein, das mit Ironie und Wollust schmüst.

Herwarth Walden - der Seiltänzer des Wortes auf des Messers Spitze.

Franz Pfemfert - ein struppiger Kläffer, der aber irgendwie von einer heiligen Besessenheit erfüllt ist.

Alfred Kerr - (wohnhaft zu Berlin-Grunewald, Gneiststraße 13, und in ewigen olympischen Gefilden, europäischen Bezirken) - der flammende Tänzer. Hymnisch beschwingt. Heilige Fahne der Achtzehnjährigen. (Heilige Fahne der Achtzehnjährigen!) Die Säbelantilope mit der Musik, auf die es ankommt. Der dionysische Fatzke. (Oh, allerseligste Fatzke! Gebenedeite Fatzke!) Eulenspiegel im feurigen Ofen. Der trunkene Maestro. Traumtänzer, Twostepschieber, Teufelskerl von heroeskem Format. Mein und des blonden Sascha abgeknutschter, himmelblauer Teddybär.

Julius Hart - der Schatten eines Gespenstes. Ein verhegeltes Schlafpulver.

Siegfried Jacobsohn - ein fanatischer Kobold, in dessen Adern sehr viel Spreewasser, eine Menge Wolfsmilch, etwas Nektar fließt. Ein quecksilbriges Gemisch aus (Zi-)Tatenlust, lyrischer Schnoddrigkeit, bunter Nüchternheit.

Maximilian Harden - der letzte große Abenteurer. Henri Rochefort mit Nerven. Ein Florettfechter, der sogar dann trifft, wenn er danebentriift.

Georg Bernhard - ein Pseudonym des lieben Gottes.

Ernst Graf von Reventlow - Turteltäubrich, Tirpitzsänger, Bakelschwinger, Bauernfänger. Ein betrunkenen Siouxindianer mit der Leidenschaft fürs Einschmeißen von Fensterscheiben. Ein oberlehrerischer Fanatiker (kein lohender Fanat!), Karlchen Mießnick als Politiker. Die starke Faust, der große Mund, das schlechte Deutsch – 's ist alles da!

Richard Hülsenbeck - ein Literaturapache mit der Bourgeoisseele. Ein Löwenkopf aus Papiermache.

Klabund - Der lyrische Commis-Voyageur. Das Mädchen für alles. Kann so viel, daß er schon gar nichts mehr kann.

Hans Heinrich von Twardowski - ein weißer Pierrot, der die Halbgötter mit einer Pfauenfeder an der Nase kitzelt. Verklärung der Affektation.

Moriz Seeler und das Theater – Die junge Bühne

Vatermord

Schauspiel von Arnolt Bronnen. Regie: Berthold Viertel

Premiere: 14.5.1922, „Die Junge Bühne“ im Deutschen Theater.

Am 29. Mai wurde die Inszenierung in die Kammerspiele des Deutschen Theaters Berlin übernommen.



Tägliche Rundschau vom 15. Mai 1922

Olympia

Tragikomödie von Ernst Weiß. Regie: Karl Heinz Martin.

Premiere: 18.3.1923, „Die Junge Bühne“ im Renaissance-Theater, Berlin.



Vossische Zeitung vom 19. März 1923

Überteufel

Tragödie von Hermann Essig. Regie: Leopold Jessner.

Premiere: 23.9.1923, „Die Junge Bühne“ im Staatlichen Schauspielhaus, Berlin.

„Überteufel“.

Vorstellung der „Jungen Bühne“ im Staatstheater.

Am Sonntag, mittags, wenn eine freie Bühne uns zur ungewohnten Stunde ins Theater lockt, sind wir schlechterdings auf alles gefasst. Nur eben nicht auf einen Akt der Pietät. Denn freie Bühnen wollen und müssen von Natur pietätlos sein, müssen das Abgestorbene zer Sprengen, um den Lebenden auf den Damm zu helfen.

Die „Junge Bühne“ rief uns trotzdem zu einer Totenfeier, und drei hinreißende Stunden steigerten das Anrecht auf Dankbarkeit, das sich ihr vorbildlich zurückhaltender, niemals sichtbarer, niemals genannter Leiter Dr. Selzer erworben hat. Hinreißend, trotzdem er ein völlig unmögliches Jugendwerk aus der großen Wappe unausgeführter Dramen spielen ließ, um deren Auf-erstehung der arme schwäbische Teufel Hermann Essig bis an seinen frühen Tod so bitter kämpfen mußte.

Vossische Zeitung vom 24. September 1923

Anarchie in Sillian

Schauspiel von Arnolt Bronnen. Regie: Heinz Hilpert.

Premiere: 6.4.1924, „Die Junge Bühne“ im Deutschen Theater, Berlin.

Die Inszenierung wurde von Theodor Tagger ins Renaissance-Theater übernommen.

„Anarchie in Sillian“.

Junge Bühne im Deutschen Theater.

Bis auf weiteres wird der junge Arnolt Bronnen nun schon der Dichter des „Vatermordes“ bleiben müssen. War sein Erstling ein Erlebnis des Herzens, bis zum Versten und Krachen in eine innere Spannung gepreßt, so ist für sein neues Schauspiel nur das Krachen übrig geblieben. Zuweilen sogar nur der Krach.

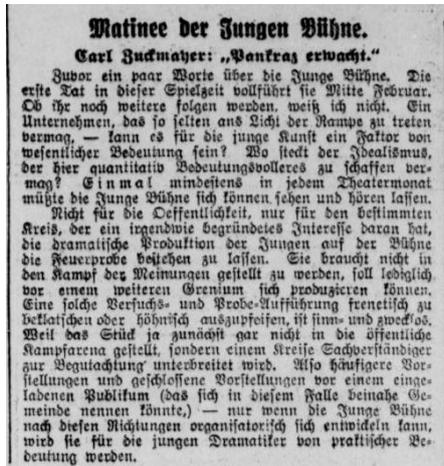
Gerade wir, die wir diese reiche Hoffnung unseres armen Dramas in Freuden begrüßt haben, gerade wir sind verpflichtet, wachsam als Bronnens begeistertes Publikum in der „Jungen Bühne“ seine Entwicklung zu betrachten. Sowie Hoffnung auf eine neue Komödienform sein Lustspiel „Erzesse“ erweckte, so wenig Erfüllung bezeugt sein Drama „Anarchie in Sillian“.

Vossische Zeitung vom 7. April 1924

Pankraz erwacht oder Die Hinterwäldler

Ein Stück aus dem fernen Westen von Carl Zuckmayer. Regie: Heinz Hilpert.

Premiere: 15.2.1925, „Die Junge Bühne“ im Deutschen Theater, Berlin.



Berliner Börsenzeitung vom 16. Februar 1925

Die Exzesse

Lustspiel von Arnolt Bronnen. Regie: Heinz Hilpert.

Premiere: 7.6.1925, „Die Junge Bühne“ im Lessingtheater, Berlin.

Die Inszenierung wurde von Victor Barnowsky ins Theater in der Königgrätzer Straße übernommen.



Zeitbilder vom 14. Juni 1925

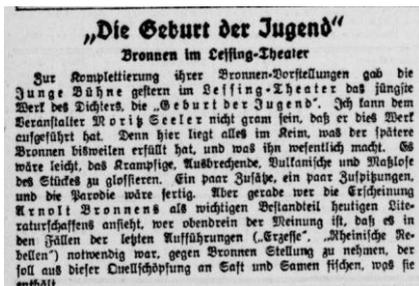


Probenpause bei „Exzesse! – Moriz Seeler vorn rechts (mit Zigarette)

Die Geburt der Jugend

Schauspiel von Arnolt Bronnen. Regie: Friedrich Neubauer.

Premiere: 13.12.1925, „Die Junge Bühne" im Lessingtheater, Berlin.



Berliner Volkszeitung vom 14. Dezember 1925

Baal

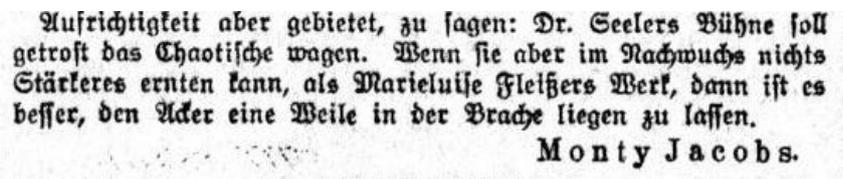
Dramatische Biographie von Bertolt Brecht. Regie: Bertolt Brecht.

Premiere: 14.2.1926, „Die Junge Bühne" im Deutschen Theater, Berlin.



Fegefeuer in Ingolstadt

Schauspiel von Marieluise Fleißer. Regie: Paul Bildt [unter Mitarbeit von Bertolt Brecht]
Premiere: 25.4.1926, „Die Junge Bühne“ im Deutschen Theater, Berlin.



Aufrichtigkeit aber gebietet, zu sagen: Dr. Seelers Bühne soll getrost das Chaotische wagen. Wenn sie aber im Nachwuchs nichts Stärkeres ernten kann, als Marieluise Fleißers Werk, dann ist es besser, den Acker eine Weile in der Brache liegen zu lassen.
Monty Jacobs.

Vossische Zeitung vom 26.04.1926

Die Krönung Richards III. 19

Historische Tragödie in 3 Akten (7 Bilder) von Hans Henny Jahnn.

Szenische Bearbeitung: Moriz Seeler, Martin Kerb

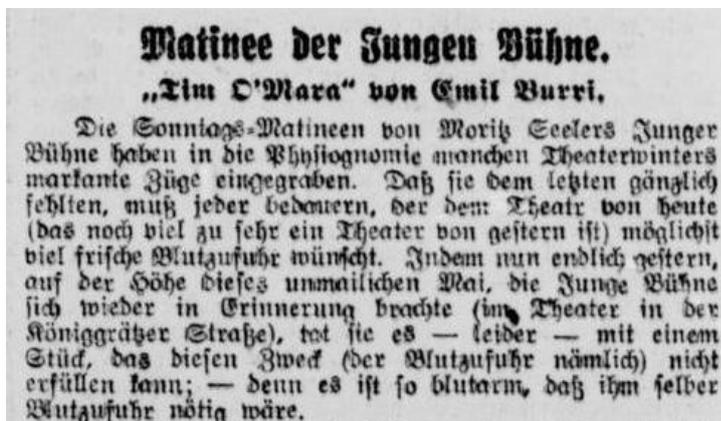
Regie: Martin Kerb.

Premiere: 12.12.1926, „Die Junge Bühne“ im Theater am Schiffbauerdamm, Berlin.

Tim O'Mara

Schauspiel von Emil Burri. Regie: Lothar Müthel.

Premiere: 15.5.1927, „Die Junge Bühne“ im Theater in der Königgrätzer Straße.



Matinee der Jungen Bühne.
„Tim O'Mara“ von Emil Burri.

Die Sonntags-Matineen von Moriz Seelers Junger Bühne haben in die Physiognomie manchen Theaterwinters markante Züge eingegraben. Daß sie dem letzten gänzlich fehlten, muß jeder bedauern, der dem Theater von heute (das noch viel zu sehr ein Theater von gestern ist) möglichst viel frische Blutzufuhr wünscht. Indem nun endlich gestern, auf der Höhe dieses unmaßlichen Mai, die Junge Bühne sich wieder in Erinnerung brachte (im Theater in der Königgrätzer Straße), tat sie es — leider — mit einem Stück, das diesen Zweck (der Blutzufuhr nämlich) nicht erfüllen kann; — denn es ist so blutarm, daß ihm selber Blutzufuhr nötig wäre.

Berliner Börsenzeitung vom 16. Mai 1927

Sonstige Theaterproduktionen

Automatenbüfett

Komödie in 3 Akten, einem Vorspiel und einem Nachspiel von Anna Gmeyer.

Regie: Moriz Seeler.

Premiere: 28.12.1932, „Theater der Schauspieler“, Berlin im Theater am Schiffbauerdamm. Wie-

deraufnahme: 9.2.1933, Theater der Schauspieler im Deutschen Künstlertheater.

Moriz Seeler, als Schöpfer der „Jungen Bühne“ und Wegweiser neuer Bühnenkunst erprobt, hat das „Theater der Schauspieler“ am Schiffbauerdamm zusammengebracht. Er führt jetzt auch Regie, und niemand wird verlangen, daß seinem ersten Versuch bereits die Beherrschung des Apparates gelinge. Zuweilen lähmt seine Drehbühne mit Kreisler-Kästen durch Verlegenheitspausen die Stimmung. Aber er scheint Schauspieler führen zu können und Menschen sind wichtiger als Scheinwerfer.

Vossische Zeitung vom 29. Dezember 1932

Warum lacht Frau Balsam?

Von Günther Weisenborn und Richard Huelsenbeck.

Regie: Moriz Seeler.

Premiere: 16.3.1933, „Theater der Schauspieler“ im Deutschen Künstlertheater.

Theater und Musik

Das „Theater der Schauspieler“ im Künstlertheater teilt mit, daß es die Komödie „Warum lacht Frau Balsam“, die bei der Uraufführung am Donnerstag „zu seinem Bedauern wider alles Erwarten bei einem Teil des Publikums Anstoß erregte“, mit dem gestrigen Tage abgesetzt hat. — Von heute, Sonnabend, an geht wieder „Automatenbüfett“ in der bekannten Besetzung in Szene. Als nächste Premiere folgt, wie wir hören, in etwa einer Woche die Berliner Erstaufführung der vor kurzem in Leipzig herausgekommenen Komödie „Ein Fußbreit Boden“ von Friedel Joachim und Jochen Huth mit Maria Paudler, Ellen Schwannede, Erwin Kalser und Robert Thoeren in den Hauptrollen.

Vossische Zeitung vom 18. März 1933

Die heilige Flamme

Von William Somerset Maugham. Regie: Moriz Seeler.

Premiere: Juni 1936, Jüdischer Kulturbund Rhein-Ruhr.



Jenny Borée (Marba) als Mutter in
„Die Heilige Flamme“

Hut ab vor Onkel Eddie!

Von Rudolf Kurtz.

Regie: Moriz Seeler. Premiere: Juli 1936, Jüdischer Kulturbund Rhein-Ruhr.

„Hut ab vor Onkel Eddie“

Lustspiel in drei Akten

von

Rudolf Kurtz

Regie: Moriz Seeler

Mitwirkende: die Damen Münzer, Töpfer
die Herren Berliner (Balthoff), Spanier, Rutkowski

Achtung, frisch gestrichen!

Von René Fauchois. Regie: Moriz Seeler.

Premiere: Oktober 1936, Jüdischer Kulturbund Rhein-Ruhr.

Achtung, frisch gestrichen!

Komödie in drei Akten

von René Fauchois

Regie: Moriz Seeler

Bühnenbild: Egon Markus

Mitwirkende:

Jenny Borée (Marba), Friedl Münzer, Anneliese Töpfer, Gerda Klein,
Klaus Brill, Willy Buschhoff, W. Fraenkel, G. Jakobsohn (John), Fritz Melchior

Zum Goldenen Anker

Von Marcel Pagnol.

Regie: Moriz Seeler.

Premiere: November 1936, Jüdischer Kulturbund Rhein-Ruhr.

„Zum Goldenen Anker“

Komödie in drei Akten

von Marcel Pagnol

Deutsche Bearbeitung von Bruno Frank

Regie: Moriz Seeler

Mitwirkende: die Damen Festersen, Füllenbaum-Forescu
die Herren Feldheim, Fink, Fraenkel (Froon), Friedeberg,
Koninski, Rutkowski, Stein, Wundheiler

Gedichte - Die Flut 1937

MORIZ SEELER

DIE FLUT

GEDICHTE

WIEN 1937

VERLAG VON RICHARD LANYI

Die alte Seekarte

Aus dieser alten Karte steigt empor
Die Hoffnung und der Traum der kühnen Knaben,
Das Schicksal, das verwegne Männer haben,
Und auch der Duft von süßem Zuckerrohr.

Es rauscht in ihr noch manchmal Meer und Wind,
Der Wind verspricht dir Gold und goldne Beute
Und er erzählt, daß rot- und schwarze Leute
Auf jenen unbekanntem Inseln sind.

Sie leben dort, umspült vom Ozean,
Im Schutz der Cocospalmen oder Zedern,
Das Haupt geschmückt von Papageienfedern
Und mit dem Lendenschurz nur angetan.

Es wächst Gewürz dort, Ingwer und Muskat.
Noch scheint der Duft der Karte anzuhaften.
Doch sind den Schätzen jener Völkerschaften
Die weißen Männer selten erst genaht.

Auf ihren Segelschiffen kreuzen die
Und suchen Land, nach dem sie ständig schauen.
Auf Gott und auf die alte Karte bauen
Sie fest, trotz mancher schlimmen Havarie.

Es ist ein immer noch vorhandner Hauch
Von großen Fahrten und von Abenteuern,
Die vor den blassen Farben sich erneuern,
Und von der Sehnsucht deiner Jugend auch.

Der Rabe

Er ist ein Zauberer; er war schon vor
Dreihundert Jahren da und sehr uralt.
Er hat sich selbst verzaubert und verlor
Sich an die schwarzgefiederte Gestalt

Des Vogels, der in dem Piratenschiff
Mit den Bukaniern fuhr und vieles sah.
Auf Morgans Schulter hockte er und pffiff
Ein altes Rabenlied vor Panama,

Als die Flibustier³ stürmten und die Stadt,
Die eine Königin hieß, wie ertränkt
In ihrem eignen Blute schien; doch hat
Er die Piraten später aufgehängt,

Am Galgen drollig baumelnd sie gesehn.
Sie hingen ordentlich in Reih und Glied,
Am ersten Galgen vorn der Kapitän.
Der Rabe kreischte ihm sein altes Lied.

Dann hob er sich und folgte er der Spur
Des Golds und Bluts, und er verlor sie nie
Durch die Jahrhunderte und schnarrte nur
Den alten Text zur Raben-Melodie.

Er sah den Himmel und er sah das Meer.
Sie blieben. Meuchelei und Lüge blieb.
Verrat blieb auch und mästete sich sehr.
Es blieb der Haß, den es zur Rachsucht trieb.
Es blieb die Welt so wie sie war — gemein
Und Brutstatt eines frevelnden Geschlechts.
Der Rabe sah's. Alt ist er wie ein Stein.
Er singt Triumph mit höllischem Gekrächz.

³ Seeräuber des 19. Jahrhunderts

Der Gott des Frühlings

Der weiße Gott des Frühlings saß am Hang,
Das Haupt, das licht war, nur von Licht beschienen,
Den Kranz sich flechtend, der ihm schön gelang
Und traulich Zwiesprach' pflegend mit den Bienen.

Sie flogen ganz verliebt zu seinem Haar
Und saßen auf den Lippen, bei den Augen,
Weil er so rein und voller Süße war,
Als könnten sie gleich Honig von ihm saugen.

Sie machten summend Rast an seinem Kinn,
Umtummelten ihn, schwärmten, spielten, haschten.
Er streckte lockend einen Finger hin,
An dem sie wie von einer Blume naschten.

Auch raunten sie ihm vielerlei ins Ohr,
Berichteten ihm gern als fromme Späher.
Zuweilen beugte er sich etwas vor,
Dann krochen und bewegten sie sich näher.

Als nun die Luft vor lauter Licht zerschmolz
Und als er seinen Frühlingskranz geflochten,
Nahm er das Flötenspiel aus Weidenholz
Und blies das Lied, das sie so gerne mochten.

Da wurden seine Bienenfreunde stumm
Und wagten's kaum, die Flügelchen zu heben.
Sie hielten ein mit jeglichem Gesumm,
Um sich dem Klang des Gottes hinzugeben.

Hernach befahl den Gott ein sanfter Schlaf.
Die Bienen blieben, um ihn zu bewachen.
Ein Wanderer, der vorbeikam und ihn traf,
Erzählt, der Schlummernde schien hold zu lachen.

Da wurden seine Bienenfreunde stumm
Und wagten s kaum, die Flügelchen zu heben.
Sie hielten ein mit jeglichem Gesumm,
Um sich dem Klang des Gottes hinzugeben.

Hernach befahl den Gott ein sanfter Schlaf.
Die Bienen blieben, um ihn zu bewachen.
Ein Wanderer, der vorbeikam und ihn traf,
Erzählt, der Schlummernde schien hold zu lachen.

Das Fest der Salamander

Vernahmst du schon von jenem tollen Feste,
Das nächtens in den Grotten und den Kammern
Der Felsen bronzne Salamander Gäste
Begehen, welche sich verzückt verklammern?

Sie haben lang an Berges Hang geschlafen
Und lagerten bei den vermorschten Steinen,
Bis es geschah, daß sich die vielen trafen,
In dieser Schlucht und Höhe sich zu vereinen.

Sie schlüpfen hurtig durch die engen Ritzen,
Um sich sogleich dem Feuerschein zu nähern.
Sich ringelnd, zuckend, ähnlich bunten Blitzen
Begegneten sie Brüdern, Schwestern, Schwähern.

Sie hüpfen zierlich, ledig aller Schwere,
Bewegten sich als reizende Gestalten.
Auf kleinen Füßchen kamen immer meh're,
Es drang und drängte aus den Felsenspalten.

Das war ein Winden, Wimmeln, Stehn und Stürzen,
Doch schienen sie nach Größrem zu verlangen,
Bis daß sie endlich, ihre Lust zu würzen,
Mit wilder Anmut in die Flamme sprangen.

Die Glut hat sie ja lockend eingeladen.
Damit sie nichts mehr von dem Lodern trennte.
Begehrten sie im Feuerquell zu baden
Und lechzten nach dem Pur Kürelemente.

Sie naschten gierig mit den spitzen Zungen
Vom Brennenden, das lüstern sie beleckte.
Sie haben gern die Flammenspeis' verschlungen.
Die ihnen köstlicher als alles schmeckte.

Welch Wirbeln da im Glühenden und Heißen!
Wie schlängelte es zügelnd durcheinander!
Verliebtos Küssen — ach, verliebtos Beißen
Der als die Flamme heißren Salamander!

Die Insel und die Nachtigallen

Es ragt ein Eiland im atlant'schen Meer,
Umweht von einem südlichen Passate,
Das einsam ist, von Menschenwesen leer,
Dem noch kein Boot, kein Lebender sich nahte

Und wo kein Anker noch in keiner Bucht
Sich auf den Grund des Meeresbodens senkte,
Zu dem kein Fliehender auf seiner Flucht
Den Kiel von seinem schnellen Schiffe lenkte

Und welches fremder ruht denn im Beginn,
Als ob's den Anfang stets erneuern müßte.
Die Wolken wandern einsam drüber hin
Doch sie vermelden nie von dieser Küste.

Die Sterne auch verraten nicht davon,
Kein Wind weht solcher Art, daß er berichte;
Die schön dem Eiland strahlt, verschweigt's, die Sonn'
Und auch der Mond mit seinem Silberlichte.

Auf dieser Insel, die das Meer beschenkt
Mit vielem Schmuck, mit köstlichen Korallen,
Die milder Tau wie Milch des Himmels tränkt,
Da atmet ein Geschlecht der Nachtigallen,

Ein Volk, das schon seit frühen Tagen weilt,
Da niemand da ist, der es roh verscheuche.
Sie haben auf dem Eiland sich verteilt
Und nisten im Gebüsch und im Gesträuche.

Sie scheinen ohne Zahl — wer jemals litt
Durch Lust und Leid und Leidenschaft der Liebe,
So liebte, daß er sich verlor, entglitt,
Als eignes Bild nur schattenhaft verbliebe

Und nur begehrte, daß er Schatten sei,
Als Schatten sich auf einer hellen Fläche
Der angebeteten Erscheinung bei-
Und zugeselle und ihr so entspreche,

Wer, eben noch ein Ich gewesen, bald
So wirkt, als sei er nur im Du vorhanden,
Wer liebend gleich dem Echo widerhallt,
Als Abdruck eines andren Klangs entstanden,

Wer sich den Stern, der Liebe heißt, erkor,
Daß er, verdeckt von Wolken, doch ihm leuchte,
Wer spielte und als Liebender verlor
Und wen Verlust als ein Gewinn bedechte,

Wer vor der Liebe Schmach und der Gefahr
Sein Herz, das ihn verfluchte, neu entflammte,
Bloß um der Liebe willen lebend war,
Die ihn vielleicht zur Höllenpein verdammte,

Und wer, um Liebe bettelnd, flehte, warb
Ein Stammelnder, doch kaum zu stammeln mächtig,
Wer an der Liebe starb und wer verdarb,
Im Grabe noch um Lieb klagt mitternächtlich,

Wer so sehr litt am blutigen Altar,
Daß Liebe Kreuz schien und ihm Liebe Heiland
Der weilt bei jener Nachtigallen Schar
V er zaubert auf dem Nachtigalleneiland.

Einst glücklos Liebender Gesang ertönt,
Wenn da die vielen Nachtigallen schlagen.
Da schallt's, als ob im Untergang verschönt
Verlorne Seelen und um Liebe klagen.

Da schluchzt betörend es in Strauch und Busch
Aus den verwunschnen Nachtigallenkehlen.
Verratne Lieb', die sich mit Tränen wusch,
Ward Melodie im schönen Chor der Seelen.

Ach, nie entstand ein früherer Gesang
Wie die Musik von diesen Nachtigallen,
Die aus dem Leid und Überschwang entsprang,
Um von der Liebe immer nachzuhalten,

Weil Menschenherzen, sind sie gleich so wund,
Als ob ein jedes seit der Vorzeit büße,
Durch dieser holden Nachtigallen Mund
Von Liebe singen und von ihrer Süße.

Da strömt's melodisch von den Hügeln wohl
Und scheint sich tönend, scheint sich auszugießen.
Die Blumen, Hyazinth' und Nachtpfingstl',
Lockt der Gesang, sich schöner aufzuschließen.

Die Rosen duften anders als zuvor
Es überwältigt ihre vollen Kelche.
Betört vom großen Nachtigallenchor
Erbühen wie in der Wehmut Farbe welche.

Der Äther klingt. Als sanfter Schall verschwimmt's
Und schwingt's in immer zartren Intervallen.
Der Dichter und der Liebende vernimmt's
Und träumt vom Hain der Insel-Nachtigallen.

Die Katze

Sie blickt wie grünes Feuer und sie hockt
Vor dem Altar des weißen Tempels innen,
Zu dem sie die ihr Dienenden verlockt.
Sie war die Mutter großer Königinnen

Und selber einmal eine Königin
Von einem Land in einer fremden Zone.
Es knieten die bezwungenen Völker hin
Und wälzten sich vor ihrem Katzenthron.

Und Priesterkönige, das Haupt geneigt,
Sind ihr genaht, um sich im Staub zu kauern.
Sie aber blickt und funkelt und sie schweigt
Und scheint, indem sie reglos blickt, zu trauern.

Und mancher Fremdling, welcher vorm Altar
Ihr opferte beim goldnen Opferbecken,
Kam erst zurück in einem späten Jahr
Der konnte seine Welt nicht mehr entdecken,

Als wäre sie verdorrt und eingescharrt.
Da ging er taumelnd auf verworrene Suche.
Doch jene blaue Katze wacht und starrt,
Gesalbt zum Unheil und gebannt vom Fluche.

Der Regengott

Es sind die dumpfen Trommeln, welche dröhnen,
Die Priester hämmern auf den Paukenklotz.
Es gilt, das Herz des großen Regengotts,
Der zürnt, durch die Gebete zu versöhnen.

Er hält sich schon seit vieler Zeit verborgen.
Man meint, daß ihn vielleicht ein schlimmer Schlaf,
In welchen er verzaubert ward, betraf.
Umsonst beginnt das Trommeln jeden Morgen.

Vielleicht ist er von einem fremden Volke
Gefangen worden, das sich an ihm letzt,
Weil es ihn fing, und das er nun benetzt
Aus seiner angefüllten Regenwolke.

Es mag auch sein, daß diese fernen Stämme
Ihm etwas opfern, das ihm köstlich schmeckt
Und welches mit gewürztem Duft bezweckt,
Daß er die dürren Felder überschwemme.

Er weidet sich gewiß am dicken Rauche
Des Opfers, das ein fetter Hammel war.
Und hockt auf einem blutigen Altar
Mit seinem sattgewordnen Götterbauche.

Er liebt es sehr, daß ihn der Rauch umqualme,
Und während er den trocknen Mais begießt,
Erquickt er sich am Blute und genießt
Die von den Priestern auf gesagten Psalme.

Er füllt sich an mit schwarzem Opferdampfe,
Von dem er noch nach vielen Monden strotzt.
Das fremde Volk, das an dem Gott schmarotzt,
Umspringt ihn mit verzücktem Fußgestampfe.

So haben auch in alter Zeit die Väter
Ein Opfer dargebracht für seinen Wanst
Und dann Gebete sprechend ihn umtanzt.
Doch ward der Gott nun schmäählich zum Verräter.

Die Gabe von den Fremden, die mit bessern
Und reichen Düften ausgestattet ist,
Macht, daß er seiner Götterpflicht vergißt
Statt das ihm Anvertraute zu bewässern.

Indes er mit Geschmatz vom Hammelfette
Genießt an einem unbekanntem Ort,
Ist längst die ganze Frucht des Felds verdorrt
Auf seines eignen Stammes Weidestätte.

Damit er sich im fremden Lande atze.
Läßt er getrost das ausgesäte Korn,
Das seiner Hut befohlen war, verdorren
Und hält sich fern von seinem Tempelplatze.

Ei ist ein schlechter Gott, und ihm geschähe
Gerechtigkeit, indem man ihn versklavt,
Ihn fängt und fesselt und ihn furchtbar straft,
Wagt er sich je in seine alte Blähe.

Man soll ihn peitschen und die fetten Lenden
Ihm blutig schlagen, bis er jammernd weint,
Damit es diesem Heuler ratsam scheint,
Nie wieder sein erhabnes Amt zu schänden.

Das Fohlen

Der müde Knabe, der auf wunden Sohlen
Durch die Prärie zog, durch der Steppe Sand,
Traf einmal auf ein schwarzgemähntes Fohlen,
Das an dem Kreuzweg wartete und stand.

Es scharrte grüßend mit dem goldnen Hufe
Und wieherte verliebt bei seinem Nahn.
Der Knabe rief. Da war es seinem Rufe
Im ersten Augenblicke untertan.

Es sprach: „Du fliegst auf mir im hurt'gen Trabe,
Der Luft gebietend, schnell wie Wind und Wolk'.
Du bist der Retter, bist der Königsknabe.
Sei König! Längst erwartet dich dein Volk.

Du dientest lange als ein Uerkannter
Und littest vieles unterm fremden Mond.
Vom Blut der Könige, doch ein Verkannter,
Hast du im Stall bei Kuh und Kalb gewohnt.

Dich, der du Herr bist, schmähnten schmäählich Knechte
Und haben feige Sklaven angespien.
Vergiß der finstren, deiner Winternächte.
Mein Rücken nimmt dich auf. Besteige ihn!“

Die Schlange

Die grün- und goldne Königin der Schlangen,
Die in dem Laub und unterm Felsen hauste,
Hielt liebend einen Frühlingsgott umfangen.
Dem vor der zärtlichen Umarmung grauste

Und welcher sich verstrickt aus der Verschlingung,
Vom Banne sich zu lösen trachtete,
Ob auch nach Bändigung und der Bezwingung
Die tolle Buhlin schier verschmachtetete.

Sie windete sich hold, und holder schlang sie
Sich mit dem funkelnden, dem Natternleibe.
Mit süßen Tönen der Verlockung sang sie
Und flüsterte sie: „Liebster Knabe, bleibe!

Ergib dich und vermähl' dich mir im Moose“,
So sprach sie raunend zu dem schönen Gotte,
„Ach, herze und entzücke du mich — kose
Mit mir im Wald und in verschwiegener Grotte.

Ich lehr' dich in der Höhlen holdem Dämmer
So Lust wie Lüste meines Schlangenkusses.
Du sättigst nimmer, ein verliebter Schlemmer,
Dich an der vollen Tafel des Genusses.

Laß uns doch Hochzeit halten, schöner Junge.
Sei doch der kühnen Braut verwegener Gatte!
Der giftige Tropfe meiner Schlangenzunge
Labt süß dich als ein Saft, der sanft ermatte.

Was fürchtest du dich, Schüchternen und Zager?
Die Königin umarme, Schlangenfrier!
Versinkend in dem weichsten aller Lager
Begehen wir die heiße Hochzeitsfeier.

O, zarter Gott des Frühlings — ich verlange
So sehr nach deinem Blute, ach, entflamm es!
Dich liebt die Königin, begehrt die Schlange
Und du wirst König meines Schlangenstammes.

Das Volk der sommerlich gefleckten Schlangen
Wird dich zum Herrn von allen Ottern krönen.
Gern gibt die Königin sich dir gefangen.
Nun paare, Schöner, du dich mit der Schönen!“

So hauchte es zu jenem, der sich sträubte
Und bald begann s verführerisch zu wirken.
Der flüsternd-flötende Gesang betäubte
Den Jünglinggott der Eschen und der Birken.

Der Stein

Die nackte Glut aus vielen großen Sonnen,
Die einst als Flammen und als Riesenräder
Am Himmel standen, ist in ihn geronnen
Und scheint vielleicht noch manchmal durchs Geäder

Der grauen Haut mit ihren rauhen Rissen
Und den geheimnisvoll gezognen Furchen.
Der Stein ist alt. Er ward zu einem Kissen
Der Schlangen und er diente schon den Lurchen.

Er stammt aus einer ungeheuren Ferne.
Da glich er flüssig einer weichen Masse.
Jetzt ist er längst erstarrt zu einem Kerne,
Damit man ihn als feste Form erfasse.

Doch heißt es, sonderbare Abenteuer
Begeben sich zuweilen bei dem Steine.
Blut bricht aus ihm und sagenhaftes Feuer.
Dann raunen schaurig alte Fraun, er weine.

Beginn der Nacht

Der junge Gott, der gleißende des Lichts,
einer Wolke in den Frühling fahrend,
Krank an der Schwermut Liebender, und nichts
Von dem, was er im Rund beschien, gewahrend,

So sehr das rein- und klare Aug verhängt
Von seines Götterherzens Finsternissen,
Den Blick, aus dem der Strahl entsprang, gesenkt,
Um nichts von dem, was sich begab, zu wissen

Und ganz von Liebe und der Liebe Qual
Und von der Schmach der Liebe überwältigt
Er schrie, wie einer schreit gequält am Pfahl,
Als hätte sich der Schmerz vertausendfältigt.

Er riß den Mantel mit dem Purpurstreif
Von seiner Schulter, um sich zu verhüllen.
Sein Herz, wie eine Frucht am Baum, war reif,
Indem es brach, sich blutend zu erfüllen.

Ein Sterbender, bedeckt von dem Gewand,
Verharrte er in seiner Schmerzgebärde.
So losch er aus. Der Schein des Lichts verschwand
Und Finsternis regierte auf der Erde.

Die allererste Nacht der Welt brach an,
Weil sich ein Gott, verschmäht, in Lieb' verzehrte,
Die Nacht, die, als der Trost des Tags verrann,
Zur Feier seiner Klage wiederkehrte.

Sie blieb für alle Armen quälerisch,
Die, Liebende, um Liebe glücklos trauern
Und mit verhülltem Haupt am Stuhl und Tisch
Zerstört und ohne sich zu regen kauern.

Die Flusspiraten vom Mississippi

Sie hausten frech auf einer kleinen Insel,
Die abseits lag. Der allbekannte Strom
Schien bloß ein Flussgerinnsel
Und seine Mächtigkeit wie ein Phantom,

Das man erzählt, berichtet. Doch der Alte
Verstellte sich, als hätten sie's gewollt,
Und lehrte sie verborgne Hinterhalte.
Sie ernteten auf seinen Fluten Gold,

Weil er, der Vater aller Flüsse heißend,
Der Mississippi, ihretwegen floss.
Für sie die Schiffe in den Abgrund reißend,
Zu dem er plötzlich wurde – ein Genoss'

Der Räuberbrut; denn selbst vom Raubgeschlechte
Beschützte er sie, König und Kumpan.
Und jene Mörder, Geier, Satansknechte
Erklärten sich ihm willig untertan

Und opferten ihm gern von ihrer Beute
Das kostbarste Geschenk und schönste Stück.
Sie wussten wohl, dass es den Alten freute.
Oft gab er das Verdoppelte zurück,

Das sie ihm einfach schon zu danken hatten,
Und welche einst die Hölle ausgespien,
Die Weißen, Indios, Neger und Mulatten,
Mestizen auch, verehrt- und liebten ihn.

Und nannten diesen Herrn des Jagdgebietes
Vertraulich ihren Vater, Freund und Du ...
Doch ahnten sie es: eines Tages geschieht es,
Da wächst sein Brausen, nimmt das Schäumen zu

Vor der von ihm gehegten Räuberinsel.
Er frisst sie alle. Alles schlingt die Flut.
Das Schreien seiner Söhne, ihr Gewinsel
Schmeckt dann dem Alten und behagt ihm gut.

Der Gott der Hirten

Der Gott der Hirten, aus gewebtem Tuche
Den Mantel über seiner Schulter habend
Und stabgestützt — zu freundlichem Besuche
Erschien er nachts und manchmal auch am Abend.

Um Hof und Stallung kreiste er im Dämmer
Und machte fest, was morsch am Zaun und Riegel.
Den Nahenden erkannten gleich die Lämmer,
Von ferne grüßten Uhu, Maulwurf, Igel.

Er schmeckte Wasser aus der kleinen Quelle,
Es würzend mit der guten Kraft der Kräuter.
Dann ging und wandelte er durch die Ställe,
Da segnete, besprach er Kuh und Euter.

Den schweren Schlaf der Hirten zu beschützen,
Wusch er den Schweiß von ihren rauhen Stirnen.
Den Kindern legte er in ihre Mützen
Und ihre Schuhe Äpfel oder Birnen.

Im Garten aß er junge Beeren, Bohnen,
Auf seinem Arm lag etwas Halm und Stroh.
Den schönen Kranz von weißen Anemonen
Und Feuernelken ließ er irgendwo.

Die Weissagung

Einst wird, dem längst der Bart zur Hüfte wallte,
Und den die Zeit wie einen Baum belaubte,
Der greise Vaterkönig wird, der alte
Geheime Herrscher mit entrücktem Haupte,

Er wird das große Auge, welches lange
Geschlossen blieb und bloß nach innen forschte,
Als träumte er von der gekrönten Schlange,
Die in der Vorzeit seines Volks vermorschte,

Er wird das Aug, aus dem die Träume troffen,
Die sich im Reich der Unterwelt begaben,
Das große Auge wird er wieder offen,
Es seinem Volke zugewendet haben.

In einer Nacht, die sich für ihn erhellte,
I ritt er mit königlichem Schritt und Fuße
Aus dem geschmückten Raume, aus dem Zelte
Und wird geehrt mit dem erlauchten Gruße.

Die schönste der indianischen Prinzessen,
Die reinste Jungfrau wird er auserwählen,
Um ihren Leib, den nie ein Mann besessen,
Dem schönsten Bruderprinzen zu vermählen.

Die einem Samen, einem Schoß entsprangen,
Umarmen sich auf der geweihten Matte.
Die Schwester darf vom Bruder nur empfangen,
Es sei der Bruder seiner Schwester Gatte.

Des Stammes letzte Königstochter wohne
Dem schönen Bruder liebend bei, vereine
Sich liebend mit dem letzten Königssohne —
Mit reinem Blute mische sich das reine,

Zum alten Blut geselle sich das alte,
Ins echte Blut verströme sich das echte.
Das Bild der frühen Könige entfalte
Sich schöner im erneuerten Geschlechte.

Da bricht der Kern aus der verschlossnen Schale,
Da reifen an dem Halm die vollen Ähren.
Die Schwester wird dem Gatten und Gemahle,
Sie wird dem Bruder einen Sohn gebären.

Da gärt der süße Saft im Beerenmoste,
Da keimt das Dorrende und Unfruchtbare.
Der lichte Sohn der Könige entsproßte,
Der Retter, dem geschwisterlichen Paare.

Die Schatzinsel

Vor den Korallenriffen kreuzt die Brigg.
Sie sucht nach einem sichern Ankerplätze
Für den so lang ersehnten Augenblick —
Dort liegt die Insel mit dem Inselschatze.

Dort barg der große Morgan, der Pirat,
Die Kisten voll Piastern und Dublonen.
Wir sind dem goldnen Horte nun genah,
Nach vielem Mißgeschick in diesen Äonen.

Hast du die beiden Hügel schon entdeckt,
Genannt der Dreispitz und die Hasenscharte?
Zu deren Füßen liegt der Schatz versteckt,
So lehrt's das Zeichen der geheimen Karte.

Den Eingang zu der Höhl' bewachen zehn,
In der Vermodrung grausige Skelette.
Man sagt, daß der Flibustierkapitän
Die eignen Leute dort erschlagen hätte.

Die Insel liegt, den Schiffern unbekannt,
In einem sagenhaften Archipele.
Kein Kompass findet je zu diesem Strand.
Kein Steuermann ist, der sie nicht verfehle.

Der Jüngling am Brunnen

Die Sterne blinkten ungewiß und matt
Die Eimer, die am Brunnen hingen, ruhten,
Als wären sie des Wasserschöpfens satt,
Die müden Kühe in den Ställen muhten

Die Katzen schrien wie Braun, die kreißen, laut
Der Wall der Macht war schwärzlich aufgerichtet,
Aus Ouadern schweren Dunkels aufgebaut
Und zum Gefüg der Finsternis verdichtet.

Nur wo der alte Brunnen war, befand
Sich eine Helligkeit, nach der man äugte.
Es blühte Licht und. schien beim Brunnenrand,
Wo sich ein Einsamer zur Tiefe beugte.

Er klammerte sich mit den Fingern fest,
Den magren Jünglingsrumpf nach abwärts neigend
Und lauschte reglos, ans Gestein gepreßt,
Ein Späher in das Unbekannte, schweigend.

Der Zug der Schlangen

Sie waren einmal abends aufgebrochen,
Verlockt von eines Mondes grünem Schein
Und durch die Wüste und das Tal gekrochen
Und kehrten nicht mehr in den Höhlen ein.

Sie näherten sich auf den glatten Bäuchen
Geschmeidiger als je und wie im Sprung
Den Quellen und verwelkenden Gesträuchen
In einer mittäglichen Niederung.

Sie glichen ziehend bunten Riesenbändern,
Geknüpft in das Gefild und ums Gebirg,
Die sich beim Glitzern lieblicher verändern
Mit den gefärbten Fäden im Gewirk.

Sie schnellten weiter, Funkelnde, und dehnten
Sich aus in einem unbekanntem Wald.
Sie blieben viele Tage, doch am zehnten
Verließen sie auch diesen Aufenthalt.

Die Schlangen wälzten sich in einem langen,
In eines Heeres Aug, der riesig war.
Do grüne Mond war wieder auf gegangen
Und leuchtete vor der vermessnen Schar.

Da kamen sie zu einem Strom, der grollte,
So schäumte er mit kochendem Gezisch.
Damit die Flut sie weicher tragen sollte,
Verweilten sie und sangen träumerisch

Und glitten langsam in die wilden Wogen,
Mit dem Gesang die Wut besänftigend.
Das ganze Volk ist durch den Fluß gezogen
In einem glücklichen Beginn und End.

Es wuchsen Berge auf mit hohen Kuppen'
Die Gipfel schienen weit und ungewiß.
Doch überwandn diese kühnen Truppen
Beharrlich jedes neue Hindernis.

Die Schlangen wanderten und endlich machten
Die vielen Völker eines Tages Halt.
Sie fanden jene Stadt, der alles Trachten
Und das Verlangen aller Schlangen galt.

Sie haben sie mit einem Ring umschlossen
Und waren wie ein ungeheurer Wall
Aus Schlangenteibern sämtlicher Genossen
Da prunkte es mit Funkeln überall

Vom kriegerischen Schmuck der Schlangenhäute
Und die Belagerung der Stadt begann.
Die wunderschöne Stadt ward eine Beute.
Die Stadt ging unter mit dem letzten Mann.

Die Schlangen töteten, was in ihr lebte.
Sie haben nicht einmal den Stein verschont.
Sie hausten in den Trümmern — abends schwebte
Am Himmel über ihnen grün der Mond.

Geburt der Rose

Der frühe Morgen eines aus dem Äther
Entsprungen Sterns, der Erde hieß, fing an.
Die Sonne schien so hell wie niemals später.
Der aller Tage erster war, begann.

Die Amsel saß und brütete im Neste.
Der Schäfer, seine Herde hütend, kam.
Die scheuen Rehe äugten durch die Äste.
Der Bach floß und verschwieg, was er vernahm.

Die Beeren hingen rötlich im Gesträuche,
Es wuchs der Halm und es gedieh das Kraut.
Die Menschen ernteten und die Gebräuche
Des Lebens waren ihnen gleich vertraut.

Das Licht verströmte sich und es beseelte
Die Landschaft und erzeugte allerlei.
Doch manche ahnten, wußten: etwas fehlte
Dem Bild, der Welt, daß es vollkommen sei.

Da war s, geschah es, daß ein Dichter, leidend
Am Fluch der Lieb' und an der Sehnsucht Zwang,
Das schöne Antlitz fliehend und vermeidend,
Das er begehrte und ersehnte, sang.

Ein rätselvolles Lied entstieg dem Grunde
Der Seele, welches von der Klage sprach,
Und das als schmerzliche Musik dem Munde,
Der Herr der süßen Reime war, entbrach.

Der Dichter fühlte sich vom eignen Hallen,
Vom Fremd- und allzu Traurigen der Brust,
Das plötzlich Melodie war, überfallen.
Er hatte nichts von solchem Klang gewußt.

Die Menschen und die Tiere hielten inne,
Das Klagende des Lieds verführte sie.
Doch es verstörte, schreckte ihre Sinne,
Und einer sagte zu dem andern: Flieh!

Sie flohn, um der Gefährdung zu entgehen.
Der Dichter blieb — ein Einsamer, der sang.
Und singend, tönend sah er ein Entstehen:
An einem kahlen Stock ward ein Gerank,

Ein zärtliches Geblüh, die Knospen schwellen
Und gaben selig der Entfaltung statt.
Als hätte er dem Dichter danken wollen,
Gebar der Stock das rote Blütenblatt.

So lieblich Sprossendes gedieh zum Strauche.
Es troff ein Duft, von Himmelsöl gespeist.
Damit die Schönheit sie als Wappen brauche.
Erschien die Blume, welche Rose heißt.

Sie wand sich um des Dichters Stirn und Hände
Schmerz war ihr Ursprung, den sie ahnen mag.
Erst als sie da war, war die Welt zu Ende
Geschaffen und begann der zweite Tag.

Die Beschwörung

Sie schlachteten das Opfertier. Es schrie,
Verröchelte, behielt ein schwaches Winseln.
Die Weiher plärrten ihre Melodie.
Ein kleiner Bach von Blut fing an zu rinseln.

Die Grube war von schwarzem Dampfe voll.
Die Männer, welche in die Knie brachen,
Vernahmen, wie ein Ton von unten schwoll,
Wie Summen schwiegen und wie andre sprachen

Der Mond war längst am Himmel bläulich da.
Die Ulmenbäume wurden dunkle Riesen.
Wie eine Wolke kam's dem Zaubrer nah.
Manch scheues Auge suchte furchtsam diesen.

Der Blinde schrie, daß es ihn fast zerriß,
Begann mit wüstem Laut zu heulen, toben.
Et bleckte seine Zähne, schäumte, biß
Und hielt den Arm zur Abwehr hoch erhoben.

Er sah, begriff, was aus dem Unten stieg.
Sein blindes Aug' war fast von Wut geweitet.
Dann stürzte er zur Erde und er schwieg,
Lag wie ein Fell am Boden ausgebreitet.

Aus rätselhaftem Schoße brach's empor
Es schwebte, schien sich dunstig zu entfalten.
Die alten Zaubers Spruch rief, Fluch beschwor,
Sie nahten mählich, schweigsame Gestalten.

Doch war's nur Nebel, weicher Nebel war's.
Der wallte, wogte seltsamer und dichter,
Erhob sich, fiel zu Seiten des Altars
Und formte Leiber, bildete Gesichter.

Ein mächt'ges Heer entstand, ein bleicher Hauf,
In dem die Schatten trieben und sich drängten.
Sie stiegen, schwankten, wankten, wehten auf
Und griffen Luft, mit der sie sich vermengten.

Stets folgend schienen neue stets bereit.
Da war kein Laut, kein Ton war zu vernehmen.
Sie wirkten nah und sie entschwanden weit,
Verwischten sich und mischten sich als Schemen.

Sie paarten sich im leichten Element,
Als wollten Wesenlose sich genießen,
Doch was sich einte, war zugleich getrennt.
Sie ballten sich, um rascher zu zerfließen.

Der alten, unnennbaren Väter Schar
Zog da herauf mit schattenhaftem Haupte,
Mit dem was einst Gebein hieß, dem was Haar,
So daß man sie beinah zu kennen glaubte.

Viel Frauen kamen auch im Schattenzug
Und mit den toten Müttern Mädchen, Knaben,
Die es als Schweifende nach oben trug.
Sie schliefen lange, lagen lang begraben.

Doch jegliche Gestalt besaß ein Mal,
Als wären sie durch solches Mal verbunden.
Es war im Hebel da und blinkte fahl —
Die Schattenleiber trugen Schattenwunden.

Welch Klaffen fürchterlich! — da war kein Teil,
Der ungequält schien oder ungeschunden.
Es hieb die Axt, der Speer zerstach, das Seil
Bei den Gehängten war noch nicht verschwunden,

Sie schleppten s mit sich. Andre wiederum
Bedeckte trocknes Blut gleich einer Kruste.
Die duldeten den schlimmen Aussatz stumm
Wie Schorf des Schicksals, den man tragen mußte

Ein gräßliches Geschenk des Überfalls
Stak mancher Pfeil der Brust, dem Herz inmitten.
Viel Weibern, vielen Kindern war der Hals
Von den verruchten Messern durch geschnitten.

Zerhaun, zerschlagen, mörderisch zerfetzt,
Gemartert und verbrannt und abgeschlachtet,
Erdolcht, erwürgt, nicht einer unverletzt,
Besudelt noch, als Tod sie schon umnachtet,

So wallten sie, ein fürchterlicher Troß,
Dem Nichts entschwebte schaurige Genossen,
Die ein vergeßnes Licht des Einst umfloß,
Mit Geisteraugen, welche fest geschlossen.

Da hob sich plötzlich etwas, wuchs und ward,
Als bildete ein schrecklicher Gestalter
Ein Haupt aus Schatten der verschiedenen Art —
Im Nebel stand ein Einzelner, sehr Alter.

Ein König kam nach einem langen Schlaf
Mit seines königlichen Szepters Schafte,
Ein Greis, den einst das Beil zu Tode traf,
So daß ihm die gespaltne Stirne klaffte.

Es strömte Blut in unabläss'gem Lauf
Aus ihm und näßte seine Schattenglieder.
Nun wachten seine toten Wimpern auf,
Bewegten bleiern, hoben sich die Lider.

Er sah. Das Auge blickte wie ein Stein
Und tastend griff die Hand nach seiner Wunde
Er wuchs, das Haupt schien ein Gebirg zu sein.
Und endlich brach ein Laut von seinem Munde

Sein Mund war brausend und war wie ein Wehn.
„Der Schnitter schneidet und er mäht die Garben.
Ihr werdet nimmer einen Sommer sehn.
Ihr sterbt — gemordet und wie diese starben“.

Die Goldgräber

Ich weiß die Plätze noch, wo sie gegraben,
Doch nie das gelbe Gold gefunden haben.
Die Erde von Alaska überall
Verborg vor ihnen tückisch das Metall.

Das Fieber saß in ihren Eingeweiden;
Der Hunger kam, sie mußten vieles leiden.
Es scherte sie kein Himmel und kein Stern.
Sie ehrten Gold als Gott und ihren Herrn.

Ihr Bart war ein verfilztes Ding geworden.
Sie brachen auf und zogen nach dem Norden.
Sie suchten weiter und erhofften stets
Erhöhung ihres einzigen Gebets.

Und schien es auch, daß sie das Glück verlache,
Sie dachten nur an jene eine Sache,
Die sie vom ersten Tag an gewollt.
Und sprachen sie, so sprachen sie vom Gold.

Sie glaubten gern an Wunder und Fegenden.
Sie träumten, daß sie Klumpen Goldes fänden.
Ja, eines Morgens schien ein Kieselstein
Dem jüngsten Digger klares Gold zu sein.

Ihr Vatersname wurde längst vergessen.
Zwar hatten sie einst Weib und Kind besessen,
Doch deuchte es sie wohl von ungefähr,
Daß jenes Damals etwas Totes wär'.

Sie wußten nichts von einem Heimatlande.
Sie wußten nur, es lag wo Gold im Sande.
Sie wußten und erlernten allerhand,
Sie kannten jeden fein- und groben Sand.

Die Not vermehrte sich ins Tausendfache.
Sie standen da und wuschen Sand im Bache.
Und narrete sie Fortuna noch so oft —
Ihr großes Herz hat bis zuletzt gehofft.

Sie haben nie das gelbe Gold gefunden.
Im Land Alaska blieben sie verschwunden.
Es ward ihr Fleisch zu einem leckeren Mahl
Für die Hyäne und für den Schakal.

Der weiße Mustang

Die Früheren, die Väter hatten ihn
Zuweilen selbst, ihn manchmal wohl eräugt
Und sein Vorhandensein dem Volk bezeugt.
Jetzt war er nur noch in den Phantasien,

Lebendig nur im Herz des roten Manns;
Vielleicht in einem Traume so entdeckt
Wie überliefert: völlig unbefleckt
Und schimmernd in geheimnisvollem Glanz,

Von solchem Weiß, so makellos das Fell,
Daß alles Weiß der Weit in ihm vereint,
Auf seiner Mähne angesammelt scheint,
Als wäre er des Lichts Beginn und Quell.

So ist er, nie vom Sattelzeug entweicht,
Zu keinem Ritt von Menschen fe gebraucht,
Am Horizonte oftmals aufgetaucht
In einer früheren, verloschnen Zeit.

Der weiße Mustang schwand von den Prärien.
Er ward vielleicht entführt vom Sturm, vielleicht
Ein Teil des Lichtes, dem sein Glänzen gleicht.
Die Früheren, die Väter sahen ihn.

Die Blume

Die Fledermäuse hingen ausgespannt
Im Finstren wie der Nacht verwünschte Fächer,
Die ein geheimnisvoller Fluch verband.
Vom Sumpfe schrie was über alle Dächer.

Der Knabe, der der jüngste Bruder war,
Und den die andern „Aug im Monde“ hießen.
Fuhr aus dem Schlaf mit schweißgenäßtem Haar,
Weil ihn die Schreie nicht mehr träumen ließen.

Er hob sich auf mit ungewohntem Schritt
Und taumelte verwirrt von seinem Bette.
Der liebste Traum entschwand ihm und entglitt,
Als ob er nie den Traum besessen hätte.

Da kam's vom Sumpf wie wimmerndes Geklag.
Es zuckte sonderbar im Herd die Flamme.
Der Knabe, welcher fröstelte, erschrak.
Am Boden lag die halbverrückte Amme.

Und es begab sich, daß er plötzlich sah,
Was er im Traum zuvor gesehen hatte.
Viel schöner war jetzt das Gebilde da,
Die ungekannte Blume mit dem Blatte.

War es ein Spuk? Ein himmlisches Gewächs
Auf makelfreiem Stengel und dem Stiele?
Bedurfte es des Sinnes oder Zwecks?
Entstand und blühte, welkte es wie viele?

Entsproßte diese Blume einem Keim
Und einem einstmals ausgesäten Samen?
Bot sie den Bienen einen süßen Seim
Und kannten fremde Vögel ihren Namen?

Befanden ihre Wurzeln sich versenkt
An einem Ufer zwischen Schilf und Gräsern?
Ward sie vom Saft des bleichen Monds getränkt
Und leuchtete bei seinem Scheine gläsern?

Sie schwebte in der bloßen Luft und wuchs
Aus einer Luft, die Erde war, nach oben.
Mit der Vollkommenheit des eignen Schmucks
Schien sie den Schöpfer, der sie schuf, zu loben.

Sie wirkte reifend andern Blumen gleich,
Doch blühte sie, indem sie schwebte, wahrer.
Und sprossend in der Luft, dem reinen Reich,
Erschien dem Aug' ihr Innres offenbarer.

Die zarte Form aus dem geprägten Stoff
War lebend, hatte Stempel und Gefäße.
Am Kelch hing noch ein Tropfe Lichts; der troff,
Damit die Wurzel seine Kraft besäße.

Doch köstlicher als alles war das Blatt,
Das eine milchige Tinktur betaute.
Der Knabe sah sich selig daran satt
Und wußte nicht, was er am liebsten schaute.

Vom schwebenden Gebild zu sehr entzückt,
Griff er nach jenem Stiel, um ihn zu fassen.
Er hat die Blume an sein Herz gedrückt
Und schwor sich, ihren Stengel nie zu lassen.

Jetzt sah er sie erst wirklich und genau,
Ein Liebender, der das Geheimste findet.
Er trat voll Lust in ihren Wunderbau.
Doch war er, als er nach ihr griff, erblindet.

Vom Sumpfe schrie des Krötenkönigs Kind,
Den schrecklichen Besitz der Flacht verwaltend.
Der Knab' im weißen Hemde tappte blind,
In seiner Hand die schöne Blume haltend.

Der Untergang der „Hispaniola“

Die tolle Braut des Sturms, die Brigg, empfing
Den Bräutigam, der sie verliebt umheulte,
Sich in das Takelwerk der Masten hing,
Es packte und es mit Gebrüll zerknäulte.

Er warf sich gegen s Holz mit wilder Wucht,
So daß sie ihn beinah leibhaftig sahen,
Er brauste und er atmete verrucht,
Umspielte wüst die Segel und die Rahen.

Doch wacker widerstand das gute Schiff
Dem kühnen Freier, dem verwegenen Werber.
Die Planken knirschten unter seinem Griff,
Doch trotzten sie dem liebenden Verderber.

Da wuchs er jählings furchbar auf und riß
Ein Felsstück los von einem fernen Riffe,
Er hob's mit seinen Armen hoch und schmiß
Es in das Meer grad vor dem braven Schiffe.

Die „Hispaniola“ trieb bis an das Heck
Auf das Gestein, das plötzlich tückisch ragte.
Die Balken krachten, es entstand ein Leck,
Durch das das Wasser seine Wogen jagte.

Da überkam der Sturm mit ganzer Kraft
Die Brigg in einem letzten Überfalle,
Nahm sie ans Herz so fest und grauenhaft,
Daß sie erdrückt zerbrach bei diesem Pralle.

Die hohen Maste splitterten wie Glas.
Die Segel fetzten kläglicher in Stücke,
Durchs Leck schoß Wasser ohne Unterlaß
Und schäumte schon bis zur Kommandobrücke

Da war nichts mehr zu retten und zu tun,
Die Weiber schrien, daß es zum Himmel gellte.
Das Schiff vermählte sich mit dem Monsun.
So daß es in der Hochzeitsnacht zerschellte.

Die „Hispaniola“, tausend Tonnen groß,
Sank westlich auf dem neunten Breitengrade.
Und eine Planke mit dem Namen bloß
Trieb später mal ans indische Gestade.

Die Karawane

Durch die mit Finsternis verhängten Täler,
Dicht manchem Abgrund, zieht die Karawane,
Entfernt von dem schwermütigen Erzähler.
Jedoch geschieht' s, daß ich die Leinwand plane,

Daß ich die Ochsenkarren doch erblicke,
Inmitten der Prärie und der Savanne,
Und ich erkenne Zukunft und Geschicke
Von mancher Frau und manchem guten Manne,

Die diesem fremden Himmel sich verschworen,
Der sich fetzt endlos über ihnen breitet.
Sie haben hallend noch in ihren Ohren
Ein Wort der Heimat, welches sie begleitet

Und ihnen Trost ist, aber ihre Sinne
Sind unbekanntem Zielen zugewendet
Und einem rätselhaften Glücksgewinne.
Und keiner weiß, wann dieses Reisen endet

Entlang den kaum begreifbar großen Flüssen,
Den Felsenpässen und auf jenen Ebenen,
Die sie im Sonnenbrände queren müssen.
An dem durch Flammenfeuer rings umgebenen,

Virginien 1802

Das ist der ehemals nach der jungfräulichen,
Der großen Königin geheiße Boden,
Den jetzt die Söhne und die Enkel roden,
Wie jene Väter, welche ihnen glichen

Und die nach Sturm und mancher schlimmen Brise
Hier einst gelandet sind mit den Gefährten.
Die Sonne, welche sie daheim entbehrten,
Sie fanden sie in diesem Paradiese.

Sie gruben und sie ackerten in warmer,
Vom Himmel ihnen vorbehaltner Sphäre.
Sie sagten, daß es Gottes Wille wäre.
So wurden Englands Söhne große Farmer,

Berühmte Pflanzer, reiche Kolonisten
Und mächtiger Geschlechter stolze Ahnen.
Doch blieben sie gehorsam Untertanen
Des Königs als getreue Bibelchristen.

Die heut auf dieser Erde pflanzen, ackern,
Sind freie Männer, die in vielen Schlachten
Sich los vom Joche der Tyrannen machten.
Republikaner heißen diese Wackern.

Denn Gott will Freiheit nicht mir als Chimäre.
Er wollte, daß sie keinen Zins mehr zahlten
An Könige, die fern in London prahlten,
Daß ihre Macht unüberwindlich wäre.

Heut baut des Südens Sohn auf seiner freien,
Vom Feind des Vaterlands erlösten Scholle
Das Zuckerrohr und birgt die Lämmerwolle
In eigne Scheuern und in Faktoreien.

Es reift der gelbe Mais und die Agaven
Gedeihen stattlich unter diesem Himmel.
Der Pflanzer blickt aufs emsige Gewimmel
Der Braunen und der Schwarzen, seiner Sklaven.

Die sind bestimmt, dem weißen Mann zu dienen
Und sein Besitz, wie er's vom Vater lernte.
Sie fronen für das Haus und für die Ernte.
Er ist ihr Massa und gebietet ihnen

Nach Wunsch und Laun und jeglichem Behagen;
Denn sie sind keine Menschen, sondern Sachen.
Er kann sie, wenn er will, zu Freien machen
Und, wenn es ihm gefällt, sie auch erschlagen —

So wills das Recht und das Gesetz vom Süden ...
Doch sorgt der fromm- und gute Herr voll Gnade
Für seine Sklaven; denn es wäre schade,
Wenn ihre Kräfte allzu rasch ermüden.

Er wird sie einst an seinen Sohn vererben,
Samt Farm und Pflanzung und den Lämmerherden,
Die sich dann sehr vergrößert haben werden.
Noch aber wünscht der Pflanzer nicht zu sterben.

Fern seinem End' und fern von allen Toden,
So steht er, mit dem Nankingstoff bekleidet,
Der seine Tracht vom Norden unterscheidet,
In stolzer Haltung auf Virgin'schem Boden.

Glück heißt es ihm und heißt es seinen Kindern,
Daß sie der Himmel zu Virginiern machte.
Er preist den Schöpfer, welcher ihn bedachte,
Und bittet, seinen Wohlstand nie zu mindern.

Der Sohn des Waldes

Die Eulen schrien sehr laut in dieser Nacht.
Die Pferde stampften mit den Hufen, schnoben.
Ein Feuer glomm und schien im Wald entfacht.
Mit Macht begann s in der Natur zu toben.

Die Bäume wurden plötzlich angepackt
Von einer Faust, die sie wie spielend knickte.
Ein Blitz fuhr gelblich durch die Luft und nackt
Und löschte aus, eh 'man ihn recht erblickte

Und der Orkan brach los aus seiner Höhl',
In welcher er sonst lange schlummernd hauste,
Schrie, heulte, piff mit furchtbarem Gegröhl.
Daß es den Frauen und den Mädchen grauste,

Doch gleich ward's wieder totenstill.
Und bloß Ein kleines Kind fing kläglich an zu weinen.
Das schlief dann ein auf seiner Mutter Schoß.
Nun war nichts mehr — kein Murmeln und kein Meinen,

Kein Weh'n des Winds, das einen Ast bewegt,
Kein plätscherndes Geräusch von einem Bache
Und was da atmet und zu atmen pflegt,
War stummer als ein Ding und eine Sache.

Und dann geschah es: aus dem Dunkel kam
Des Walds ein sonderbarer Zug gezogen,
Der, schien s dem Auge, nie ein Ende nahm,
Mit dem die Schwärme vieler Vögel flogen,

Ihm zugehörig — Sperber, Haber, Weih
Und große Kormorane, Falken, Aare.
Die flatterten in feierlicher Reih'
Zu Häuptern einer schwarzverhangnen Bahre,

Und Taub* und Geier saßen beieinand',
Auf diesem Sarg sich fast vertraulich einend,
Als Trauernde im Herzen sich verwandt
Und beide um den Sohn des Waldes weinend.

Er war der Jüngling, der allein die Weit,
Die erst durch ihn geschaffne, in der Mitte
Der Fläche seiner Hand geborgen hält,
Auf daß sie in den Abgrund nicht entglitte.

Ihm neigte grüßend sich im Wald das Gras,
Es schützten, liebten ihn die Elemente.
Das Wasser machte seinen Fuß nicht naß.
Die Flamme losch, daß sie ihn nicht verbrennte.

Die wilden Tiere kosten ihn vertraut,
Wie wenn sie seine frühen Freunde wären.
In ihrer Sprache und mit ihrem Laut
Sprach er zu Vögeln, Bienen, Büffeln, Bären.

Drum war des Waldes sämtliches Getier
Als seines Leichenzugs Gefolg zu schauen.
Sie flogen, krochen, tappten, schritten schier
Mit Menschenmännern neben Menschenfrauen.

Es mischte sich das Leid der zott'gen Schar
Mit dem vom Menschenherz empfundenen Wehe.
Der Jäger klagte gleich dem Jaguar
Und Tränen tropften aus dem Aug der Rehe.

Die Erde trank die vielen Tränen auch
Des Hirten wie des Lamms und der Gazelle.
Bald sproßte Blum und zarter Mandelstrauch
Bei einer früher nicht gewesnen Quelle.

Sie heißt „Des Jünglings Quell“, und sie entsprang
Aus den in jener Nacht vergossnen Zähren.
Zuweilen noch beim Sonnenuntergang
Scheint's, daß des Wassers Tropfen Tränen wären.

Buffalo Bill

Sie nannten ihn den Fürsten der Prärie.
Er war ein Jäger und sein schneller Schimmel
Trüg ihn zur Grenze oftmals, wo der Himmel
Die Steppe anrührt — doch hinüber nie.

Nie glückte es dem Jäger, nie gelang's,
Auf solcher Jagd den Himmel zu erjagen.
Da ritt er einmal fort vor tausend Tagen
Und zog zum Ziel des Sonnenuntergangs,

Zog durch Savannen, weite Wälder, bloß
Getrieben durch dies wütende Verlangen,
Den starken Büffel Himmel einzufangen —
Und fing ihn dann und ließ ihn nicht mehr los

Der Schlangengott

Auf gerichtet stand der Herr der Schlangen
Jener große Gott, den keiner sah
Und er hat zu locken angefangen,
Blies auf einer Mundharmonika,

Einem Instrument aus Menschenknochen,
Welches schmeichelnder als Schwermut scholl
Und da kamen sie durchs Moos gekrochen,
Viele Schlangen — vor Entzücken toll,

Die geschuppten Leiber lustig ringelnd,
Eine unermeßlich wilde Schar,
Und von allen Seiten ihn umzingelnd,
Der ein heißer Schlangenwerber war.

Ja, sie nahten aus den Unterschlupfen,
Hitzig schossen sie aus Höhl' und Nest
Und auf ihrer Haut die bunten Tupfen
Leuchteten zu diesem großen Fest.

Von der schmelzenden Musik gerufen,
Die sie schwärmerisch und kühn beschwor,
Stiegen sie auf unsichtbaren Stufen
Überall an seinem Leib empor,

Legten sich ihm schmachtend um die Hüften,
Ihre steilen Häuse hochgedreht,
Und ein Hauch von schweren Schlangendüften
Hat betäubender um ihn geweht.

Mit den kupfernen und goldnen Ringen
Funkelten sie in verwegner Lust
Und als Schnüre sind als Schlingen hingen
Sie und baumelten um seine Brust.

Immer eifriger sind sie gekrochen.
Kosend waren sie ihm untertan,
Haben ihn mit ihrer Zung gestochen,
Bissen ihn mit ihrem Schlangenzahn.

Aber er, nach welchem sie gelüftet,
Dem die tolle Zärtlichkeit geschah,
Stand, mit ihnen furchtbar ausgerüstet,
Als entsetzliche Erscheinung da.

Dieser Gott war schrecklicher als alle.
Doch die Schönheit seines Leibes schien
Wie aus Elfenbein und von Kristalle
Und die Brut der Schlangen liebte ihn.

DER SCHATZ IM SILBERSEE

Die Zauberer erzählten das und dies
- Verworren klang es nach verbotner Mär –
Von jenem See, der im Verborgnen wär ,
Der See des Tods und See des Silbers hieß.

Sie saßen lange schweigend und vergreist,
Vom ungeheuren Alter ganz bestaubt,
Und wackelten zuweilen mit dem Haupt;
Es tränkten ihnen ihre Augen meist,

Der welke Mund schien tot. Doch plötzlich hat's
Die Alten überfalln mit Prophetie.
Es sang und stammelte aus ihnen, schrie
Und ward Gelalle vom verlorren Schatz.

Es war, als sei ihr Herz, schon längst verdorrt,
Noch einmal blühend und ihr Blut entflammt
Von einem wilden Feuer, welches stammt
Vom Schatze, von dem Silber-Inka-Hort.

Der liegt am Grund des ungekannten Sees,
Wo ihn der letzte, ihn der Inkasproß
Versenkte und mit seinem Fluch verschloß,
So daß der See, ein Silberschatz-Gefäß,

Verborgen blieb — mit Felsen rings umstellt.
Die Männer haben oft ihm nachgespürt,
Doch hat kein Weg sie je zu ihm geführt
Und schmäählich sind sie am Gestein zerschellt,

Verfolgt vom Fluch des blassen Götterkinds,
Das der Verrat gemeuchelt hat. Der Schatz
Ruht heut noch am geheim gebliebnen Platz
Verworfene, dem Tod Verfallne sind's,

Die ihn erstreben. Bis es dann geschieht,
Daß auf noch nie zuvor entdecktem Pfad
Sich eines Tags dem See ein Knabe naht.
Es prophezeit ihn manches alte Lied.

Der hebt den Schatz, setzt auf die Inka-Kron ,
Befreit das Volk, das er zum Siege führt,
Und welches ihn zu seinem König kürt,
Der Sonnengötter späten Enkelsohn.

Die Zauberer, Herrn der alten Schriften, sangen's,
Die schweren Häupter wiegten sich im Takte.
Es sumnte lockend. Manchen Jüngling packte
Die wilde Sehnsucht mächtigen Verlangens.

Die Muschel

Es war die Muschel, die im Meere lag,
Aus welcher, wenn es hl acht war, etwas tönte,
So sang, daß wer den Ton vernahm, erschrak,
Weil es verzweifelnd schrie und weinend stöhnte.

Die Muschel war von solcher Wehmut voll,
Daß es die Fahrtgenossen jedes Schiffes,
Das auf dem Meer war, schmerzte, wenn sie scholl.
Und auch die ferne Weilenden ergriff es.

Sie wachten auf und schliefen doch so fest
Und mußten auf gerichtet sitzend lauschen.
Sie wußten, was sie starrn und horchen läßt,
War nicht der Wind und nicht der Wellen Rauschen

Der über Tag so keck im Korbe hing,
So furchtlos kletterte am höchsten Maste,
Der Junge — er verstand nicht, welch ein Ding
Ihn -plötzlich überfiel und ihn erfaßte.

Der Kapitän des Schiffs fuhr jäh empor
Und sagte, als die Töne in ihn tropften.
Er bat die Heiligen, daß sie sein Ohr,
Das ihm verräterisch erschien, verstopften.

Die Dämmernden und alle Trägen riß
Das Lied nach oben, das sie nicht verschonte.
Sie ahnten plötzlich, in der Finsternis
War etwas — mächtiger als das Gewohnte.

Das Herz von einer Frau, die vieles litt,
Lag in der Muschel auf dem Meeresgrunde.
Es sang, und klagend klang die Muschel mit
Und gab vom Leid und von der Unrast Kunde.

Es ward Musik vom ewigen Verzicht.
Es scholl wie Mai und hat wie Sturm gewittert
Pries dieser Ton das Leid? — Ich weiß es nicht
Das Frauenherz, das sang, hat sehr gezittert.

Drei Tropfen Bluts

Drei Tage und verfluchte Nächte stand
Wie nicht mehr lebend an den Stamm der Weide
Die Frau gelehnt — gehüllt in ein Gewand,
Das war gesponnen, war gewebt aus Leide.

Verzweiflung hieß der Schuh am rechten Fuß
Und Weh des Herzens, glaub ich, hieß der andre.
Die Eule Qual mit krächzend-irrem Gruß
Umhöhnnte sie, ob sie nicht weiterwandre.

Sie aber stand, als sei sie taub und blind
Und wäre an dem Baume festgenagelt.
Sie spürte nicht den Schnee und nicht den Wind;
Nicht, ob's geregnet oder ob's gehagelt.

Sie kannte keinen Weg zu keinem Ziel
An keiner fernen oder nahen Küste.
Sie litt um Liebe und sie litt zuviel
Und ahnte, daß sie noch mehr leiden müßte.

Am vierten Tag, der lang war, endlich schlug
Sie ihre Lider auf, die fast versteinten.
Sie fühlte alles, was sie schon ertrug.
Drum bat sie ihre Augen, daß sie weinten.

War das noch Weinen? Aus den Augen sprang
Ein Tropfe Bluts, ein zweiter, dann der dritte.
Die Tropfen strömten, rannen ihr entlang.
Sie seufzte laut, als ob sie schlimmer litte.

Sie sah den Tränen, welche rollten, nach.
Drei Tropfen Blutes lagen ihr zu Büßen.
Dies sah sie nicht mehr: aus dem Himmel brach
Ein kleines Leuchten, um das Blut zu grüßen.

Da schuf der Glanz ein zart- und buntes Ding.
Das schwebte flügelnd aus der roten Lauge.
Dem Blut entstieg der erste Schmetterling.
Ein Trauermantel? ... War's ein Pfauenauge?

Der große Kapitän

Der span sehe Hut auf den gelockten Haaren,
Die Spitzenkrause, Spitzen der Manschette —
Man sagt auch, daß er Sängler um sich hätte,
Die mit auf seine Kaperzüge fahren.

In dem Bezirk des ganzen Inselreiches,
An allen Plätzen der besonnten Küste
Ist keiner, der nicht seinen Namen wüßte,
Und jenseits des Kanals ist es ein Gleiches.

Er heißt der Tiger dieser neuen Meere,
Sie leisten ihm Tribut. Die Spanier schlagen
Ein Kreuz, wenn welche seinen Namen sagen,
Als oh er einer aus der Hölle wäre.

Auch die Flibustier, als ihm Untertane,
Sind furchtsam, haben ein verborgnes Grauen,
Wenn sie in seine schwarzen Augen schauen.
Doch weiß man auf dem ganzen Ozeane,

Daß sie wie keinem früh'ren Kapitäne
Ihm Unermeßliches an Beute danken.
Die blutgefärbten und -durchnäßten Planken
Der großen Koggen wie der kleinren Kähne

Sind die von ihm betreuten Äcker, Wiesen,
Wo sie, was andre säten, ernt- und schneiden.
Die Frucht von Gold und Silber und Geschmeiden
Wächst auf den Schiffen, die er jagt; und diesen

Ist keine Möglichkeit mehr, sich zu retten,
Wenn er ihr Segel erst einmal erspähte.
Kein Wind entführt sie dann, wie er auch wehte;
Und ob sie Beistand von den Engeln hätten,

So wären sie vor ihm und seinen Haien,
Der blutigen Flibustier Brut, verloren.
Die Spanier haben oft darauf geschworen,
Daß die er führt der Flacht Dämonen seien,

Vom Gottseibiuns schrecklich angefeuert.
Sie fechten mit der Wildheit von Verdammten,
Wenn sie geentert haben oder ramnten
Und ihre Zuversicht scheint stets erneuert.

Denn der sie führt, ist kugelfest und sicher,
Kein Degen ritzt ihn, von den Bleigeschossen,
Ward keins noch, das ihn traf, für ihn gegossen.
Er kämpft umstellt nur umso fürchterlicher.

Als sei er allen fremd, gelehnt am Maste,
Steht er dann oft nach Schlacht und nach Alarme,
Und keiner weiß von seinem ganzen Schwarme,
Was er erblickte und ins Auge faßte.

Die Hand, am Griff des blutigen Rapiers
Betrachtet er, so scheint es, was im Leeren,
Wo doch nichts da ist, um es zu begehren
Und hat die Haltung eines Kavalieres.

Dann 'plötzlich bricht gelächertolles Johlen
Aus seiner Brust; das wird zu einem Gellen.
Da lachen auch die Mord- und Sturmgesehen.
Doch klingt es kläglich und nur wie befohlen.

Der Hirtenknabe

Dem Hirtenknaben haben die Genossen
Das zart geschwungne Horn des Monds geschenkt.
Es ist die süße Milch des Ruhms geflossen.
Sie hat sein Herz, das dürstend war, getränkt.

Er hat die labende Musik vernommen,
Der Duft des Mandelbrots hat ihn erquickt.
Doch hat er lächelnd und beinah beklommen
Nur auf das liebliche Geschenk geblickt.

Er ruht auf seinem ganz aus Moos gemachten,
Auf seinem Lager, fern dem lauten Schwarm.
Ihn schmerzt nicht mehr ein sehndes Verschmachten.
Er hält den Mond, den Himmelsmond, im Arm.

Der Urwald

Der Wald verliert sich riesenhaft im Herz
Der Knaben; er erstreckt sich unermeßbar
Gen Aufgang, Niedergang und himmelwärts
Und bleibt in der Erscheinung unvergeßbar.

Er ist der Wald, Begriff von allem Wald,
Ist nirgends Pfad und niemals Weg und Lichtung,
Zu einem grenzenlosen Grün geballt
In ewig undurchdringlicher Verdichtung.

Er ist Geheimnis; hinter federn Strauch
Verbirgt's geheim sich; die Geheimverstecke
Sind wohl Gefahr, doch sie bedeuten auch
Ein Etwas der Verlockung; eine Hecke,

Die plötzlich wächst und steht, umschließt vielleicht,
Umfriedet jählings dick wie eine Mauer
Das Unbekannte, das dem Wunder gleicht
Und das den Nahenden mit Todestrauer,

Mit der Verwirrung der Magie ihn bannt.
Es kann auch sein, daß sich ein Abdruck findet
Von einem Fuß als fremde Spur im Sand,
Die aus dem Nirgends herkommt; sie verschwindet

Nach kurzem wieder schemenhaft im Nichts,
Als ob sie nie sich in den Boden preßte,
Geheim wie die Erscheinung des Gesichts,
Das eines Tages plötzlich durch die Äste,

Die Stämme stierte, ganz im Laub verwählt
Und im Gebüsch versteckt und kaum gesehen
Und doch mit einem jeden Nerv gefühlt,
Gespürt — obzwar in diesem Nicht-Geschehen

Des Urwalds kaum beweisbar; erst ergänzt
Durch Phantasie wie ein geahntes Bildnis.
Und doch vorhanden — Wesen und Gespenst
Des Dickichts und der rätselhaften Wildnis.

Anblick der Vögel

Die auf gestörten Kraniche und Reiher
Beschrieben steigend, kreisend einen Bogen
Und über den so sehr geliebten Weiher
Ist dieser ganze Schwarm hinweggeflogen.

Es glich fast einer Flucht. Was sie verscheuchte,
War unbekannt und hielt sich im Verstecke,
So daß es den Beobachter bedachte,
Daß sie ein nicht vorhandner Feind erschrecke.

Indem sie mit den Flügeln rudernd trieben,
Entstanden in der leeren Luft von ihnen
Verfaßte Zeichen, rätselhaft geschrieben,
Die eine Botschaft, doch undeutbar, schienen.

Sie hingen plötzlich unbeweglich — steinern
Und hielten wie vor einem Widerstande.
Allmählich wurden sie zu immer kleinern
Und schwärzren Punkten an des Himmels Rande.

Die Wächterin

Unterm Steine haust die alte,
Haust die grause Wächter in
Und bei diesem Aufenthalte
Ist kein Ende, kein Beginn,

Keiner Nacht und keines Tages
Sorglich abgemessner Gang.
Kecker Zweifler.-.woll' es, wag' es,
Wecke die entschlafne Schlang!

Sieh, da zückt sie schon im Sprunge,
Wird zu einem Blitz und Stich
Und mit der gespaltnen Zunge
Küßt sie und küßt fürchterlich,

Wird zu einem nackten Strahle
Wie von Feuer und von Gift,
Wenn sie nun zum andern Male
Den verwegnen Frevler trifft.

Keiner schützt ihn, wenn sie wütet,
Dieser Schlange Kuß heißt Mord.
So bewacht sie und behütet
Sie des Abgrunds goldnen Hort,

Hütet ihn in einem tiefen,
Unterirdischen Versteck.
Blinzelt trag mit ihrem schiefen
Schlangenaug nach Molch und Schneck",

Ißt von einer güldnen Schüssel,
Schlürft die Milch aus einem Bach
Und verbarg den schweren Schlüssel
Unter ihres Steines Dach.

Die Blutsbrüder

Der Jäger sang's am Feuer und der Hirt.
Als Reim zum Ruhm von jener Lieb' begann es
Des roten Häuptlings und des weißen Mannes,
Die noch in dieser Zeit gefeiert wird.

Mit Sagen schmückten sie das Preisgedicht,
Stets neu verschönte sich des Volks Legende,
Damit die Überlieferung nie verschwände
Von jener Rothaut und dem Weißgesicht.

Es ehrten sie die Jünglinge, und soll's
Nicht oft gescheh'n sein, daß sich schon die Knaben
Zu einem solchen Bund vereinigt haben,
Den sie besiegelten im Knabenstolz?

Sie riefen die erlauchten Namen an,
Indem das Blut aus ihren Adern tropfte,
Ihr jugendliches Herz gewaltig klopfte
Und beteten zu jenem weißen Mann

Und seinem roten Bruder. Denn es heißt,
Nie war die Treue eines Freundespaares
So leuchtend noch wie damals. Niemals war es,
Daß gleiches Blut so in den Körpern kreist.

Und nie im Tal und im Gebirg geschah's,
Seitdem die Menschen Friedenspfeifen rauchten,
Daß zwei wie sie zum Quell der Freundschaft tauchten
Und einer ganz des andern Herz besaß.

Zwei große Krieger, und vom Ruhm geschmückt,
Vereinte sie die Liebe so, als hätte
Ihr Leben etwas, welches sie verkette.
Im Tod gemeinsam wurden sie entrückt.

Sie stiegen zu des Himmels Rand empor.
Als Sternbild leuchten sie am Horizonte,
Wo mancher sie des Nachts erkennen konnte,
Der als ein Wanderer seinen Weg verlor.

Der Gott der Erde

Der Gott der Erde, der ein Jüngling war,
Der Städte baute und die Berge -pflanzte,
Den Wald besaß und hatte als Altar
Und über viele Völker herrschte, tanzte.

Er stand und wirbelte im goldnen Hain,
Der unter allen Göttern ihm gehörte.
Er hob den Fuß, so daß er selbst den Stein,
Bei der Bewegung jeden Baum betörte.

Er riß, indem er stampfte, mit dem Schwung
Des Arms die Weit in sich hinein und teilte
Die Luft mit einem großen Götter Sprung,
In welchem er als Schwebender verweilte.

Er drehte sich zu der Musik des Quells,
Der unterirdisch strömend rann und rauschte.
Er wurde Wolke, Ahorn und der Fels,
Mit denen dieser Tänzer sich vertauschte.

Er sank ins Knie bei seinem schönsten Schritt
Und barg das Haupt, das er nach unten beugte.
Der Gott der Erde tanzte, weil er litt –
Er war s, der was als Schöpfung da war, zeugte.

Der tote Gott

Der reine Herr der nächtigen Bereiche,
Der keusche Gott des Monds, ertrank im Teiche.
Der Leih, an dem ihr Wohlgefallen hattet,
Ruht an dem Ufer, nackt und ungestaltet.

Die Wolkenfrauen und die Brüder Winde
Sind auf der Suche nach dem schönen Kinde.
Sie ängstigen sich sehr und fürchten, ihren
Verwöhnten Götterliebbling zu verlieren.

Sie forschen in den himmlischen Verstecken,
Um den vielleicht nur Schlummernden zu wecken.
Sie pochen, während sie bekümmert jammern,
An der verwaisten Scheibe goldne Kammern.

Die Winde schweifen überall geschäftig,
Bedrängen, West und Süd, einander heftig
Und jede Wolke bittet gleich die andre,
Daß sie, indem sie Ausschau halte, wandre.

Bloß eine Jungfrau in dem Luft' gen Flore
Steht blinden Blickes und mit taubem Ohre
Und greift nach dem mit Schnee geschmückten Schleier,
Als rüste sie sich schon zur Totenfeier.

Sie schwebt als Schweigende zu jener Stelle,
Wo der Gejährte und der Spielgeselle,
Der sanfte Freund geschwisterlicher Stunden,
Den lang von ihm ersehnten Tod gefunden.

Da liegt er in dem Schilf und auf den Steinen.
Vor lauter Weh vermag sie kaum zu weinen.
Sie kniet und trocknet den der Hülle baren,
Ganz unversehrten Leib mit ihren Haaren.

Bei der Empfindung von des Trauten Nähe
Blickt sie voll Schüchternheit, ob einer spähe
Und streift wie im verbotenen Genusse
Den toten Mund mit einem scheuen Kusse.

Sie streichelt seine Stirn und seine schmale,
Die blasse Hand zum Abschied viele Male.
Dann erst, als ob sie ihn getröstet hätte,
Ruft sie die Schwestern sämtlich zu der Stätte

Der große Häuptling

Zuerst schwamm er als Fisch durch die Gewässer,
Ein goldner Lachs, vielleicht ein Riesenhai.
Nach tausend Jahren dünkte es ihn besser,
Daß er ein Hengst im Gras der Steppe sei.

Er stampfte mit den schönen Hufen jenen
Noch unbetreten Boden, der ihn trug.
Dann fing er an, sich wolkenwärts zu sehnen
Und hob sich auf zu eines Adlers Flug

Und kreiste in dem Reich, das ihm gehörte
Und ob der Erde, welche er besaß
Nach dem Gesetz der Götter; doch betörte
Ihn keine Zauberei, sein Herz vergaß

Der roten Brüder nie, und als beim Blühen
Des Mohns das Land in lauter Feuer schwamm,
Erschien er plötzlich ihrem Aug' — als frühen,
Als Herrn des Traums erkannte ihn der Stamm.

Die fürchterlichen Herrn der Wüste

Die Männer flüstern nur mit halber Stimme
Von dem Geschlecht, das Herr ist in der Wüste.
(Kein Narr war noch, der nicht den Vorwitz büßte!)
Die Kinderfrau'n erzählen abends schlimme,

Verworfenne Dinge von den Menschenknochen,
Die in dem Sand der Wüste modern, faulen.
Die kleinen Kinder, die es hören, graulen
Und ängstigen sich noch nach vielen Wochen.

So hockt die nackte Angst des Tods dem Volke
Seit Anbeginn verzweifelt im Gedärme.
Sie fürchten jene grauenvollen Schwärme
Der Wesen, die als riesenhafte Wolke

Den Wüstenhorizont, den Rand verdunkeln.
Es sind des Satans grässlichste Geschöpfe:
Sie haben menschenhaft geformte Köpfe,
Aus denen Augen der Verdammnis funkeln -

Sonst sind sie nicht nach Menschenweis' gegliedert.
Sie gleichen Vögeln, schmutziges Gefieder
Zieht sich an ihrem eklen Leibe nieder,
Den zu betrachten Menschaugen widert.

Ein Flügel nur ward ihrer Art gegeben,
Doch der hat Kraft von vielen Flügelpaaren,
Und wenn sie sich in ungeheuren Scharen,
Die Luft durchrudernd, in den Himmel heben,

So wirkt es, jeder wäre ausgestattet
Mit hundert Flügeln, nicht bloß mit dem einen,
Mit dem sie niemals zu ermüden scheinen
Und welcher Riesenflächen überschattet.

Sie hausen in mit Kunst gemachten Nestern
Und teilen sich nach Staaten, Stämmen, Gilden,
Die sie aus dem Bestand der Menge bilden
Als grauenhafte Brüder und als Schwestern.

In alter Vorzeit hat aus Hölleneiern
Die Wüstensonne einst sie ausgebrütet,
Die gern seit je, was Frevel heißt, behütet.
Verwandt den Menschen, näher zu den Geiern

Sind sie ein Fluch und Abscheu. Meistens hängen
Sie unsichtbar am Himmel, überfallen
Den Wanderer jählings, schlagen ihre Krallen
Ins Fleisch ihm mit den messerscharfen Fängen,

Zerfetzen ihn, den Todesfurcht umnachtet,
Und saufen Blut. Zuweilen aber schleppen
Sie den noch Lebenden in ferne Steppen,
Wo ihn der ganze Stamm zur Feier schlachtet

So herrschen sie in diesen Sandgefilden.
Skelette, Schädel, Reste mancher Leiche
Bezeichnen den Bezirk von ihrem Reiche.
Doch ward den fluchbehafteten Gebilden

Das Wunder einer sangessüßen Kehle,
Die voller Melodie ertönt, verliehen.
Die Menschen, welche ihren Anblick fliehen,
Empfinden den Gesang in tiefster Seele.

Weltuntergang

Einst kommt mit nackter Wut und ihrem Pralle,
Sich türmend, hebend, mörderisch sich wälzend,
Zwar niederstürzend, doch beim eignen Falle
In dem Vergehn zerstörerisch zerschmelzend,

Es kommt die Flut — die große Flut wird kommen,
Die alles Feste brausend überspült.
Das grollende Getös' hat zugenommen.
Das Meer ist unterirdisch aufgewühlt.

Die große Flut des Blutes und der Tränen,
Die Deiche, Dämme, Städte, Brücken frisst,
Die auch die Rudernden in ihren Kähnen,
Die sich noch retten möchten, nicht vergisst,

Die brüllend, tobend, mit des Abgrunds Heulen
Das Land in jähem Sprunge überfällt,
Es mit der Kraft von hunderttausend Keulen
Zerschlägt, dass es wie morscher Kalk zerschellt,

Die fürchterliche Flut von Tränenschaume
Und dem durch rotes Blut gefärbten Gischt
Steigt zu des Himmels Rand und seinem Saume
Und sie verschlingt die Sonne, die erlischt.

Pressestimmen

Späte Entdeckung eines Lyrikers

Siebenunddreißig Jahre ist Moritz Seeler alt geworden, und viel Zeil hat er mit anderen Dingen als mit der Lyrik verbracht. Denn dieser Stammgast des „Romanischen Cafés“ in Berlin gehörte zu den theaterbesessenen Menschen, die es je gegeben hat. Aber er verstand es auch, diese Leidenschaft ins Aktive schöpferisch zu verwandeln, Sein Werk, die „Junge Bühne“, die mit Bronnens „Vatermord“ begann und in einer Jungenrolle eine kleine, fast unbekannte Schauspielerin damals an die Spree brachte, Elisabeth Bergner, ist nicht aus der Entwicklung des deutschen Theaterlebens wegzudenken. Zuckmayer, Brecht und andere Dichter erlebten hier ihre Feuertaufe. Heute hat Seeler die Hände sinken lassen müssen, Und plötzlich hat sich dieser immer hilfsbereite Herr mit der Melone, der gewöhnlich einen Foxterrier auf der Straße nach sich zieht, in einen — Lyriker verwandelt. Man wusste wohl, dass er hie und da einmal eine witzige Glosse oder einen literarischen Aphorismus veröffentlicht hatte. So debütierte er schriftstellerisch vor rund zwanzig Jahren in der „Deutschen Montagszeitung“. Aber dann publizierte er kaum noch eine Zeile. Jetzt erfolgte die erste Enthüllung seines lyrischen Werkes in der Prager „Urania“. Interpret war ein alter Waffengefährte Seelers, Heinrich Fischer, der früher das Berliner Avantgarde „Theater am Schiffbauerdamm“ zusammen mit Aufricht leitete.

Man muss erst einmal alles vergessen, was man von Seeler weiß, um unbefangen seine Lyrik zu werten. Es ist die eines Augenmenschen. Die Visionen - mächtig und blühend im „Fest der Salamander“, zu einer überlebensgroßen Plastik des Grauens sich hochformend in der „Beschwörung“ oder den „Herren der Wüste“ — sind von der Gewalt von Innengesichten erfüllt, die bisweilen den klassischen Flügelschlag dämonischer Urweltgedanken haben. Ein vollendetes Gedicht, in das keine kritische Sonde mehr dringt, ist der „Jüngling am Brunnen“. Bild, Sprache und Form sind hier unzersprengbar eins. —

Vieles liegt fern, ist knabenhaft verträumt, artistisch bunt, eine aus Sehnsucht aufgebaute Landschaft der Worte. Die großen Götter der Lyrik standen vielfach Pate. Aber der Enkel hämmert, die kostbaren Gebilde aus eigenem Schatz. Seeler ist vor allem ein Mensch, der innerlich im Leben rein geblieben ist. Wenn er die dünne Scheidewand durchstößt, die ihn aus mancherlei Gründen noch von der Gegenwart trennt, wird er einen großen Kreis von Menschen erreichen.

Manfred George im „Pariser Tageblatt“ vom 8.12.1935

Als Heinrich Fischer im Dezember 1935 eine Auswahl dieser Verse des Berliner Lyrikers in der Prager „Urania“ zu Gehör brachte, konnte hier festgestellt werden, dass Seelers lyrische Karawane in unverwechselbarem Rhythmus durch die Wüste heutiger deutscher Lyrik dahinschreitet. In diesen Gedichten, die von romantischem Freiheitsdrang, knabenhafter Abenteuerlust, Liebe zum Tier und von den Erfahrungen eines ruhelos schweifenden Geistes zeugen, klingt manches an Baudelaires und Rimbauds Tropen- und Ozean-Visionen an. Ihr Rhythmus, gleichwie des Verfassers — manchmal noch ins Prosaische abgleitende — episch-lyrische Diktion sind eigenwüchsig und wohl auch entwicklungsfähig.

Prager Presse vom 26. Juni 1937

Moriz Seeler, der frühere Leiter der Berliner „Jungen Bühne“, der auch als Filmregisseur einen Name» hatte, legt jetzt eine Auswahl le:- »es lyrische« Schaffens (auf das man in Prag schon durch vorgetragene Proben aufmerksam wurde) der Öffentlichkeit vor - nicht der breiten Öffentlichkeit, sondern denen, die den Genuss; sprachlicher Formen und Melodien, die Bildkraft der Phantasie und das Wagnis zu schätzen wissen, das heute eine Lyrik bedeutet, die mehr von: Erlebnis als zum Gebrauch bestimmt ist. Mag manchmal die knabenhaft im Abenteuerlichen und Exotischen schwelgende Phantasie zu üppig werden, mag manches befremdend oder bizarr wirken — bemerkenswert ist, dass hier ein Dichter spricht, dem balladeske, kräftig hinströmende. wilde und groteske Strophen ebenso gelingen wie zarte Wortmelodien und stille Traumbilder, ein Dichter, dessen Sehnsucht in die Weite der Weltmeere und der Jugendträume schweift und dessen Phantasie vom Leid und vom Dunkel der Katastrophen berührt ist. Seeler verleugnet große lyrische Vorbilder von Heine bis Hofmannsthal, von Platen bis Rilke nicht, auch an Zuckmayer und Klabund erinnern manche seiner Verse - aber nie wirkt er als Nachahmer, immer als Gestalter, der sich der Verpflichtung des Dichters der sprachlichen Form gegenüber bewusst bleibt.

Der Sozialdemokrat vom 24. Juni 1937

Moriz Seeler, einst, lang ist es her, der Spiritus rector der Jungen Bühne, der selbstlose Pfadfinder neuer Autoren, ist nun selbst ein Dichter geworden. Eigentlich hätte man´s schon immer wissen müssen, dass er heimlich einer war und eine gleichgestimmte Seele jener nachexpressionistischen Romantiker der Exotik, denen er auf ihrem Kriegspfad voranging. Und doch wars eine kleine Sensation, als er sich lyrisch zu entpuppen begann, mit sehr ernstesten pathetischen Konfessionen. Denen lässt er nun „Die Flut“ folgen, die unsereins erstaunt dahinströmen sieht.

Ja, es sind langzeilige Strophen, und die ganze Traumwelt unserer Pennälerjahre steht darin auf, Buffalo Bill und Manitu, die Flußpiraten vom Mississippi und die Schatzinsel, Prärie und Savanne, Goldgräber und weißer Mustang, die ganze Abenteuerlichkeit von Cooper bis Gerstäcker, aber mit einer Art von mystisch kosmischem Ausblick und Hintersinn. [...]

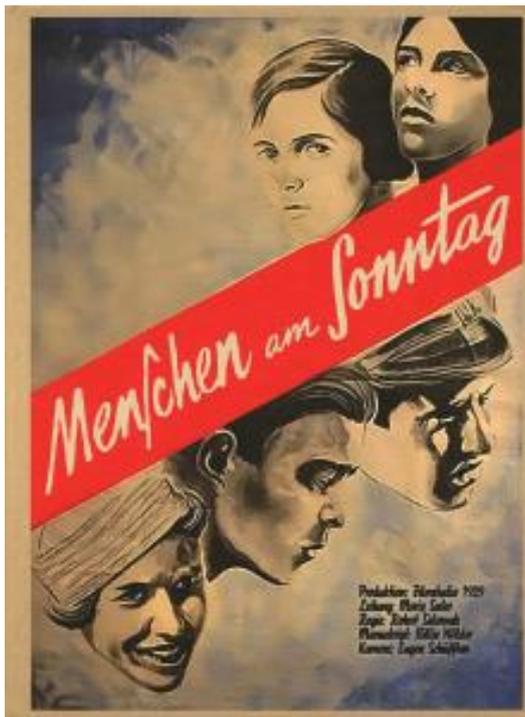
Was lebt hier bei Seeler, was spricht aus ihm? Unsere schöne bunte Pubertätslektüre, „das Haupt geschmückt von Papageienfedern, Und mit dem Lendenschurz nur angetan“. Dass einem eben das in die Feder kommt, während wir in der jüdischen Jungmühle durchgedreht werden, ist erstaunlich kurios, und doch bleiben uns manche schönen Verse mit ihrem getragenen Rhythmus im Sinn, und nicht minder sympathisch wird uns der seltsame Mann, der sie geschrieben hat.

Der Morgen vom August 1937

Moriz Seeler, der einst als Leiter der „Jungen Bühne“ manchen inzwischen berühmt gewordenen Dichter entdeckte, ist nun im reifen Alter selbst al« Dichter entdeckt worden. Das erste Gedichtbuch des etwa Vierzigjährigen enthält nur einen Bruchteil von dem, was seiner plötzlich aufgebrochenen lyrischen Ader innerhalb Jahresfrist unaufhaltsam entströmte. Aber in den hier gedruckten und ebenso in den noch nicht gedruckten Gedichten ist Lyrik nicht als Liedhaftes, nicht als vom eigenen Gefühlerlebnis Geschwelltes enthalten; all diese meistens recht umfangreichen Poesien müssen als epische Lyrik, als lyrische Balladen gekennzeichnet werden

Kurt Pinthus in Central-Verein-Zeitung, Allgemeine Zeitung des Judentums vom 10 Juni 1937

Der Film „Menschen am Sonntag“



Ein Stummfilm ohne Berufsschauspieler, der fünf Menschen im Stil der neuen Sachlichkeit in Alltagsszenen zeigt. Nach den Dreharbeiten gingen die fünf Laiendarsteller wieder ihren Berufen nach. Produzent war die Filmgesellschaft 1929, die von Moritz Seeler mitgegründet wurde. Robert Siodmak, Fred Zinnemann und Billy Wilder wurden nach ihrer Flucht vor den Nazis in Hollywood zu anerkannten Regisseuren.

Ein vorbildlicher Film
 [...] »Filmstudio 1929« nennt sich die von Moritz Seeler geschaffene Gruppe deutscher Avantgardisten, und ihr erstes, außerordentlich erfolgreiches Produkt heißt »Menschen am Sonntag«.
 [...] Nichts ist wünschenswerter, als daß von anderer, ebenso ungebundener Seite ähnliche Versuche gewagt werden, damit unsre künstlerisch desinteressierte Industrieproduktion endlich einmal gezwungen wird, Qualität zu liefern, und wäre es nur aus geschäftlichen Gründen.
 Erich Kästner in Neue Leipziger Zeitung vom 22.02.1930

Ein Filmwunder ist passiert. Die Berliner laufen in einen Film, den — keine Schauspieler gespielt haben. Da waren im vorigen Jahre einige junge Leute, die der ganze Berliner Filmbetrieb anerkennend — die hochwürdigen Generaldirektoren, die zum hundertsten Male das gleiche Sujet drehen, weil es schon einmal gefallen hat, die prächtigen Filmstars mit den ewig gleichen Gesichtern, das ganz üble, aufgeblasene Drum und dran unserer Filmerei. Die jungen Leute sagten sich: „Das Höchste, was der Film erreichen kann, ist: daß er naturgetreu das Leben wiedergibt. Warum wollen wir nicht das Leben selber filmen?“ Und da drehen sie einen Film nach dem Leben selber — mitten in der Berliner Landschaft ohne Mietskulissen, mit ein paar jungen Berliner Menschen als Darsteller, die keine andere Aufgabe hatten, als sie selber zu sein. Nämlich ein Chauffeur, ein Weinreisender, eine Grammophonplattenverkäuferin und eine Stenotypistin. Und nun wurde gedreht, was diese jungen Menschen am Sonnabend Abend und am Sonntag in Berlin treiben. Ein Ausflug an den Wannsee, Spielecken am Ufer, Heimkehr und ein Gruß „Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag!“ Dazwischen Bilder von Berlin, wie es im Häusermeer ausgestorben ist bis auf einen einsamen Berehrer der Siegesallee.

Der Film, den die jungen Leute gedreht haben, ganz ohne Aktiengesellschaft, ganz ohne Klubfunktionsäre, einfach mit ein paar Matz, läuft nun in einem Kino am Kurfürstendamm. Er heißt „Menschen am Sonntag“ und gehört zu dem Feinsten, Schiefsten und Varietsten, was je über eine deutsche Leinwand gelaufen ist. Der Chauffeur, der Weinreisende, die Grammophonplattenverkäuferin geben wieder ihren Berufen nach, sie haben es sich nicht einfallen lassen, Stars zu werden. Moritz Seeler, der Gründer der „Jungen Bühne“, der die Idee zu diesem „Filmstudio“ hatte, und Willie Wilder, der Journalist, der das „Manuskript“ geschrieben hat, sind auch keine Generaldirektoren geworden, es war alles nur ein fröhliches Sommerpiel ohne Jagd nach Dividenden — und darum ward es so köstlich. Das weckend der einfachen jungen Menschen ist hier herrlich eingefangen als unentbehrbares Dokument, so schön ist der Sonntag von Berlin, wenn wieder der Sommer und die Sonne kommt . . .
 Der Berliner Bär.

Westfälische Zeitung, Bielefeld vom 8.02.1930

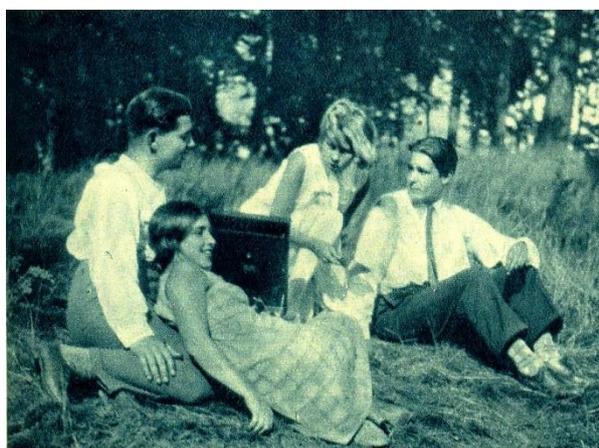
„Menschen am Sonntag“

Menschen am Sonntag, das sind Menschen, die von den sieben Tagen der Woche nur einen einzigen für sich verleben dürfen. Die übrigen sechs stehen sie an der Maschine des Alltags — nein, sind sie selbst eines der Millionen Rädchen der riesigen Alltagsmaschinerie.

Am Sonntag aber werden sie eigene Menschen, mit Wünschen, Hoffnungen und Plänen, die sie sich selbst erfüllen dürfen. So ein Sonntag wird dann ein Tag der Feier, der Freiheit. Karl Siodmak hat die Geschehnisse so eines Tages mit seiner Kamera auf die Leinwand gebannt. Keine Staatsaktion, keine komplizierte Intrige, keine Verbrecherjagd, keine Girlparade: nur lauter Selbstverständlichkeiten, wie der Tag sie bringt, leicht und locker miteinander verflochten. Ein Ausflug, Baden am Strand, das Grün des Waldes, Lachen und Scherzen junger Menschen und sommerliche Luft. Für diese Burschen und Mädchen gibt es keine Zeiteinteilung, niemand wacht streng über das Pensum einer tagsüber zu erledigenden Arbeit — sie leben für sich, mit all ihren kleinen Sorgen und Freuden. Siodmak hat diesen Film, der zum Schwanengesang des stummen Films geworden ist, ohne Berufsschauspieler gemacht. Nur Menschen sind da — aber echte. Sie spielen ja nicht, was sie darstellen, sondern sie sind auch vor der Kamera einfach sie selbst. Aber gerade dann zeigt sich die große Kunst eines Regisseurs mit Gestaltungskraft, wenn es ihm gelingt, aus unpointierter Wirklichkeit, ohne zu retuschieren, ohne zu „stellen“, ein geschlossenes Werk zu schaffen. Jetzt muß man gespannt sein, was dieser Regisseur noch beim Tonfilm erreichen wird.

Die Stunde, Wien vom 23.10.1930

Szenefotos



„Dr. Moriz Seeler hat, wie bekannt ist, ein Filmstudio gegründet“ (Billie Wilder: Wir vom Filmstudio 1929, in: TEMPO vom 23.7.1929)



„Produktionsleiter: Moriz Seeler, einst Gründer und Leiter der jungen Bühne, heute lernt er auf dem Wege über sein Filmstudio den Wannsee kennen“. (Paul Marcus: Film mit Dilettanten. In: Neue Berliner Zeitung / Das 12 Uhr Blatt vom 30.7.1929)



„Moriz Seeler startete in den schlimmsten Tagen des Inflationstheaters die „Junge Bühne“. Er startet in den schlimmsten Übergangsjahren des Films das Filmstudio 1929.“ (Herbert Ihering in: Berliner Börsen-Courier vom 5.2.1930)



„Ihr Leiter, Moriz Seeler, ist von den Kämpfen um die Berliner Sprechbühne her bekannt. Kein junger Dramatiker von Wert, für den er sich nicht eingesetzt hat in den letzten zehn Jahren. Als Leiter der jungen Bühne und – wo es ihm notwendig erschien – auch als aggressiver Zuschauer.“ (Hans Feld in: Film-Kurier vom 5.2.1930)

Moriz Seeler als Publizist

Von Rilke bis Kästner - Das Gedicht in dieser Zeit.

Um 1920 gab Kurt Pinthus die Lyrik-Sammlung „Menschheitsdämmerung“ heraus; sie war zugleich Dokument und Rechenschaftsbericht, sie war das Fazit einer Generation und einer Bewegung; Echo und Wirkung dieser Zusammenstellung waren enorm. Es wäre kaum möglich, einen ähnlichen Überblick über das seitdem vergangene Jahrzehnt heute zu geben - eine „lyrische Bewegung“ der Gegenwart existiert nicht. Ja, mehr noch: Von 1932 her gesehen - ist es überhaupt vorstellbar, dass einmal das Lebenswerk großer dichterischer Erscheinungen im Gedicht und nur im Gedicht bestand (George, Rilke, Dehmel, Liliencron)?! Dass von diesem Lebenswerk eine tiefe und intensive Wirkung ausging - auf eine breite Öffentlichkeit ebenso wie auf ganze Gruppen und geschlossene Kreise?! Gewiss - es leben auch heute, es leben auch unter uns große dichterische Naturen, die ihren Ausdruck im Gedicht suchen, im Gedicht finden: entweder ist das Gedicht nur ein von der Öffentlichkeit ignoriertes Bestandteil ihres Gesamtwerkes (Brecht) oder aber sie sind kaum gekannt, kaum beachtet: der reinste Geist der lebendigen Dichtung, Oskar Loerke, schafft, in bewusster Abgeschlossenheit, in gewollter Zurückhaltung, fast anonym; er, Gottfried Benn, die große konservative Begabung der Ina Seidel - Außenseiter ohne Echo, ohne Wirkung; repräsentativ für den Willen, für die Bewegung des gegenwärtigen Schrifttums sind sie nicht. Es ist falsch, die Zeit anzuklagen als »seelenlos«, »mechanistisch«, amerikanisiert wegen ihrer mangelnden Beziehung zum Gedicht, wegen ihrer angeblichen Lyrik-feindschaft - verschwommene, unklare, verwaschene Romantiker brechen aus in den Schrei: »Der Lyrik eine Bresche!« Das Gedicht als Lebensmacht und Lebenselement - für den einzelnen behält es seine Bedeutung und seinen Erlebniswert; für eine Gemeinschaft, für eine große Öffentlichkeit muss es heute, in einem Augenblick der ungeheuersten sozialen und nationalen Um-schichtungen und Umgruppierungen, in einer Zeit der bevorstehenden Entscheidungen, zurück-treten in seiner Bedeutung und seiner Wirkung. Der Roman und das Drama versuchen, objektivierend, distanziert, den Gruppen- oder Klassencharakter der historischen Situation auszudrücken; das Gedicht bleibt bis auf weiteres die »privateste« und subjektivste Gestaltungsform des persönlichen Erlebnisses. Aber auch darüber hinaus, von der historischen Entwicklung und von der Geschichte des deutschen Gedichts her gesehen — es ist keine produktive Zeit für Lyrik!

Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts war die Schöpfung und das Zeugnis, Dokument und gestaltetes Leben einer einzigen Klasse - des deutschen Bürgertums, jenes liberalen Bürgertums, das die Erbschaft der Aufklärung und der großen Revolution übernommen hatte. Seinen vollkommensten und reinsten Ausdruck hat es im Gedicht gefunden - nicht im Drama, nicht im Roman. Es gibt kein »deutsches Drama« in dem Sinne einer großen, fortwirkenden, schöpferischen Tradition, es gibt große Ausnahme- und Einzelnaturen (Schiller, Kleist), es gibt immer wieder grandiose Anfänge und Bruchstücke (Büchner), aber es gibt eben nur Anfänge, nur Einleitungen, niemals Fortsetzungen, Fortführungen. Das so-geannte »klassische deutsche Drama«, in Wahrheit das weimarische Drama der Goethe und Schiller, war eine großartige Konstruktion im luftleeren Raum; es konnte nicht weitergeführt, nicht entwickelt, es konnte höchstens von schwächlichen Epigonen kopiert werden. Eher noch gibt es eine Tradition des deutschen Romans, aber im Verhältnis zum europäischen, zum französischen, russischen, englischen Roman blieb der deutsche Roman des vorigen Jahrhunderts eine provinzielle Angelegenheit. Einzig und allein das Gedicht hat nicht bloß die vollkommensten und reinsten Schöpfungen hervorgebracht, Schöpfungen von europäischem Rang und Wert, es war in seiner Entstehung und Entwicklung auch Glied und Bestandteil einer ununterbrochenen, sich stets erneuernden und

fortsetzenden Kette; das deutsche Gedicht hatte seine große schöpferische Tradition und seine Antitradition (die auch wieder nur Tradition mit umgekehrtem Vorzeichen war).

Im Gedicht hat das deutsche Bürgertum als erwachende, kämpfende, aufsteigende, erwerbende, besitzende und saturierte Klasse seinen echtsten, seinen privatesten und zugleich überpersönlichsten Ausdruck gefunden. Die Geschichte und Lebensführung, die Ideen und Wünsche, die Träume und Hoffnungen des deutschen Bürgertums in positiver und negativer Bewertung - sie sind im Gedicht des 19. Jahrhunderts Form geworden. Es war immer und ganz das Gedicht des Bürgertums - auch dort, wo es in heftigster und leidenschaftlichster Opposition zu den Lebensformen und Lebensinhalten des Bürgertums stand. Es hat viele seinem eigentlichen Wesen und

Charakter fremde Bestandteile in sich ausgenommen und verarbeitet - jüdische Literaten (Heine) und deklassierte Offiziere (Liliencron) haben dieses Gedicht fortgeführt, bereichert und neu gestaltet; dekadente Aristokraten (Platen) haben ihm einen neuen Begriff der Form und der Haltung aufgezwungen. Die feudale Gesellschaft, kämpfend noch um die Vormachtstellung und doch schon auf dem Rückzug begriffen, glich sich dem Bildungs- und Ausdrucksniveau des Bürgertums an, ließ sich zu ihm herab oder stieg zu ihm empor, ja, sie wurde in repräsentativer Form produktiv überhaupt nur in der entschlossenen Frontstellung gegen die Tendenzen und Ideale des Bürgertums (Moritz von Strachwitz).

Das Gedicht des 19. Jahrhunderts spiegelt, an seinen Höhe- und Gipfelstellen in unsterblicher Verklärung leuchtend, das Gesicht einer herrschenden Klasse; es lässt, in der matten Epigonenpoesie der siebziger und achtziger Jahre, auch alle Merkmale und Verfallserscheinungen einer reich und satt gewordenen, einer saturierten Gesellschaft erkennen. Die große geistige Bewegung, wie sie vom Gedicht Stefan Georges ausging und wie sie in den beiden letzten Vorkriegsjahrzehnten die besten und wertvollsten Teile der bürgerlichen Jugend ergriff, war der letzte große Versuch, dieses erstarrte Bürgertum zu wecken und aufzurufen - zu einer schöpferischen Zucht und Strenge. Es war ein Versuch, der von vornherein zum Scheitern verurteilt war; die Bewegung, als Reaktion gegen alle Zeitinhalte eingeleitet, musste reaktionär enden: man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass von der „Meister“- und Führer-Ideologie des George-Kreises ein direkter Weg zum Führer-Ideal des intellektuellen Faschismus und Nationalismus führt. Die jüngere, nachgeorgische Generation des Bürgertums, nicht mehr gewillt und nicht mehr fähig, an das Weltbild ihrer eigenen, müde gewordenen Klasse zu glauben, diese Generation hat dann noch einmal - während der entscheidenden Katastrophenjahre - in einem ungeheuren lyrischen Chor Ahnung und Furcht, Hass und Verzweiflung herausgeschrien, -gestammelt, -gesungen: das expressionistische Gedicht, wie es sich von 1910 bis 1920 wandelte und entwickelte, ist in seiner Form und seinem Inhalt ein genauer Ausdruck der historischen Situation; es war Aufschrei und Ausbruch eines einzelnen; zugleich schloss es sich in seiner Gesamtheit zu einer repräsentativen Gruppeneinheit zusammen: die Untergangs- und Vernichtungstropfen von Heym und Trakl, von Becher und Ehrenstein - charakteristische Dokumente der geschichtlichen Entwicklung; zugleich unverlierbare, unvergessliche Elemente der Dichtung.

Krieg und Nachkrieg, Inflation und Deflation haben das Bürgertum zersetzt, seine Söhne faschistisch oder marxistisch eingeordnet; sie bereiten sich auf die kommenden großen Auseinandersetzungen vor.

Im Drama und im Roman, agitatorisch und erörternd, hat diese Auseinandersetzung begonnen; es gibt eine große, entscheidende Entwicklungslinie im modernen Roman und modernen Drama - vom Stofflichen und vom Formalen her. Eine »lyrische Bewegung« gibt es nicht; es gibt Gedichte, es gibt Dichter, aber es gibt keine lyrische Dichtung der Gegenwart; es gibt nur - Erich

Kästner! Auch Kästner ist der Repräsentant einer Schicht: er vertritt die Reste der bürgerlichen intellektuellen Jugend, die, skeptisch, resignierend, gescheit, die Situation und Zeichen der Zeit erkennt, die aber zu müde oder zu schwach ist, um die Konsequenzen zu ziehen; er vertritt die Generation zwischen den Klassen. Als historischer Typ ist er interessant und wichtig. Es ließe sich nichts gegen ihn sagen, wenn er als das gewertet würde, was er seiner Substanz und seinem Können nach ist: als ein sehr geschickter, sehr begabter Vers-Feuilletonist. Das groteske Missverständnis, das in diesem sehr geschmeidigen Talent »den eigentlichen Lyriker der Epoche« oder überhaupt einen Lyriker in irgendeinem Sinne des Wortes zu erkennen glaubt, die Überbewertung dieser journalistischen Begabung fordert zum Widerspruch heraus. Kästner ist ein produktiv gewordener Klaus Mann, ein Klaus Mann, der an Stelle von Bang und Rilke an Heine und Wedekind sich geschult hat, ein Klaus Mann, der anstatt sich mit Roger & Gallet zu parfümieren, Essig getrunken hat. Er ist kein großer Satiriker, wie es in ihren stärksten Augenblicken Mehring und Tucholsky sind, er ist ein sentimentaler Skeptiker.

Der Modelyriker von 1912 hieß Rilke, der Modelyriker von 1932 heißt Kästner. Rilke war, in seiner Lebenshaltung und in seinem Grundgefühl, der Repräsentant einer längst versunkenen Welt, aber die Rilke-Mode, bei aller äußeren Vorliebe für formale Koketterien und Affektiertheiten, war ein Zeugnis von der Wirkung einer in ihrem eigentlichen Wesen großen und reinen dichterischen Erscheinung, die innerhalb und am Ende einer schöpferischen Überlieferung stand; die Kästner-Mode besagt nichts für den Wert des Kästner'schen Gedichts; sie propagiert eine Ersatzform der Dichtung - die Zeit, die aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen eine selbständige Form des Gedichts nicht erzeugen kann, die sie um ihrer lebensnotwendigen und vitalen Vordergrundinteressen nicht einmal erzeugen darf, ist genötigt, sich an ein Surrogat zu halten: in diesem Sinne ist der Kästner-Erfolg ein charakteristisches und notwendiges Symptom.

Ja, es ist eine schlechte Zeit für Lyrik, es wird und muss bis auf weiteres eine schlechte Zeit für Lyrik bleiben, aber dennoch - wer das deutsche Gedicht, das Gedicht der Bürger und Claudius, der Platen und Heine, der Droste und Hebbel, der Storm und Mörike, der Hölderlin und Nietzsche einmal wahrhaft erlebt hat, wem es ein unverlierbarer Besitz, ein anonymes Element der eigenen Existenz geworden ist, der weiß, dass gerade eine künftige Welt, eine neue Gesellschaft dieses ursprünglichste und echtteste, dieses schönste und reinste Erzeugnis des deutschen Geistes, der deutschen Sprache, wieder entdecken und zu neuen Gipfelpunkten fortentwickeln wird.

Berliner Börsen-Courier Nr. 347 vom 28. 7. 1932

Über Else Lasker-Schüler

Else Lasker-Schüler, in sich versponnenes und im eigenen Blut ganz versunkenes Geschöpf, ein elbisches Wesen fast, etwas ganz Naturhaft-einfaches und zugleich Phantastisch-buntes, Mischung aus Prophetin, Elementargeist und liebendem Kind, von einem ursprünglichen und ewigen Spieltrieb ganz bewegt, in einer rührenden und erhabenen Verträumtheit dahingleitend, diese merkwürdige und einzige Frau, außerhalb und jenseits der Zeit, aber rein und verehrungswürdig wie kaum eine Gestalt dieser Zeit - sie ist ganz den geheimen und dunklen Mächten des Blutes anheimgegeben: ihre Gesänge sind die Gesänge dieses uralten Blutes, das einst schon die Helden, die Heiligen und die Harfenspieler der Bibel durchströmte. Sie hat noch das Chaos in sich aber sie kann auch- und das ist das Wesentliche! aus dem Chaos heraus eine Welt entstehen lassen; sie hat - und das verbindet sie mit jenen längst vergangenen Jahrtausenden ihrer Väter und Erzväter - den Willen und die Kraft zur Legende, und sie ist,-was mehr noch vielleicht bedeutet,-selber Gestalt einer Legende, sie entstieg dem Mythos und sie gebar aus sich heraus einen neuen Mythos. Sie ist eine wahrhaft große Dichterin, weil sie wahrhaft verwurzelt, verbunden und gebunden ist, aber verwurzelt nicht in jenem engen und beschränkten Sinne, dem eine enge und beschränkte „Heimatkunst“ verwurzelt ist. Sie weiß: „Wer das gelobte Land nicht im Herzen trägt, der wird es nie erreichen.“ Dieser Satz, der unter anderem das eigentliche Problem eines geistigen Zionismus über eine rein praktisch-politische Bedeutung hinaus auf eine endgültige Formel bringt, steht im „Wunderrabener von Barcelona“ (bei Paul Cassirer, Berlin 1921), aus ihm ergibt sich der innerste: Sinn ihres gesamten Schaffens, der innerste Sinn auch dieses kleinen, zarten Nebenwerkes, das wie ein Stammeln vielleicht anmutet, aber wie das heilige Stammeln einer Träumenden, einer Seherin. Diese Legende, verzichtend fast auf äußere Zusammenhänge, aber unterirdisch um so fester gebunden, ist ein Gesang der Trauer und des Schmerzes, aber auch der Liebe und der Erlösung, ist Spiel und Blut. Das Leid und die Verzweiflung Judas brauchten nicht ausgesprochen, Verfolgung und Pogrom nicht dargestellt zu sein, aber unterhalb der Worte würde dennoch jener Schmerz und jene Verzweiflung lagern; und gingen auch der Christenjüngling Pablo und das Judenmädchen Amram nicht entrückt und liebend aufeinander zu und ineinander ein, alle diese Geschehnisse wären doch wie verklärt von Liebe. In diesem Nebenwerk spiegelt sich schön und rein das Gesamtwerk dieser Dichterin, aus deren Versen immer der schmerzlich-stolze Ruf: „Mein Volk!“ emporstößt, und die auch sang: „Ich habe Liebe in die Welt gebracht, daß blau zu blühen jedes Herz vermag.“



Erschienen in: Der Feuerreiter, Blätter für Dichtung und Kunst, Dez. 1921

Gedichte aus dem Nachlass

Der große Unk

Durch die Höfe kommt und kriecht es,
Stieg aus eines Stalles Gruft.
Schon von weiter Ferne riecht es
Süß nach einem Moderduft.
Und nun tönt verführerisch
Leise pfeifendes Gezisch.

Jetzt bewegt sich's auf dem Gange,
Über Treppen schleift es hin.
Näher windet sich die Schlange,
Wispernde Beschwörerin.
Gleitend halb und halb im Spung
Näher sich der große Unk.

Grünlich funkelndes Geschimmer
Strahlt um ihn wie ein Befehl.
Schlüpft er in das dunkle Zimmer,
Ist das Zimmer voll Geschwel!
Tisch und Stuhl und Bett und Schrank
Brennen wie beim Untergang.

Siehst du's und erkennst du's, Söhnlein,
Was wie uralt Feuer blitzt?
Ja, es ist das Schlangenkronlein,
Welches auf dem Haupte sitzt.
Niemals zeigt der Unk sich ohne
Seine feuergrüne Krone.

Doch nun ist er dicht beim Bette,
Und er schwebt am Pfosten schon.
Seines Schlangenleibes Glätte
Naht sich deinem Lager Sohn.
Wirst du ihn mit Angst und Bangen
Und von Graun gepackt empfangen?

Nein – um rascher Platz zu machen,
Rückt das Kind flugs an die Wand,
Und mit einem frohen Lachen
Hebt es grüßend seine Hand.
Denn der Schlange Fleisch und Haut
Sind dem Kindlein längst vertraut.

Mit unendlichem Behagen
Dehnt sich nun der Unk und biegt
Seinen Leib in allen Lagen,
Wenn er bei dem Kinde liegt.
Nach dem freundlichen Willkomm
Schlummern Kind und Schlange fromm.

Das Schatzschiff

Das Schatzschiff „Santa Anna“ mit den Tauen
Aus Gold und seinem silbernen Ballast
Ward von des Satans Faust und Sturm zerhauen –
Es treibt mit dem zerbrochnen Mast

Und muß, wie es die Wogen wollen, laufen
Durch das verräterische, fremde Meer.
Sein Klüver ging verloren, aber Haufen
Von toten Fischen schwimmen um es her.

Sie schimmern grün und golden und sie stinken
Aus dem verfaulenden und breiten Bauch.
Wie Türkenheere ziehen sie zur Linken
Der „Santa Anna“ - und zur Rechten auch.

Sie nahn sich, um das wracke Schiff zu entern,
Und schwärmen aus und spähn so links wie rechts.
Sie harren in verwegnen Regimentern
Auf den Beginn des höllischen Gefechts.

Sie lauern tückisch und indem sie ohne
Den kleinsten Laut dem Schiff zur Seite ziehn.
Sie sammeln sich und bilden Bataillone
Und formen sich zu großen Kompagnien.

Die toten Truppen warten - diese Vielen
Sind voll Geduld, sie haben lange Zeit
Und sie ermüden nie; nur manchmal schielen
Sie nach des Schiffes Bord - sie sind bereit.

Der Baum

In dem Laub- und Blätterhafen
Gingen viele Winde schlafen.
Wind aus Osten und der süße Wind vom Westen
Bargen sich in seinen Ästen.
Die sie suchen, die sie niemals finden –
Heimat hieß der Baum den Winden.

Die seit hunderttausend Jahren
Suchend nach der Heimat waren,
Suchend nach der Heimat Spuren
Durch die Äthermeere fuhren,
In des Baumes dichter Krone fanden
Sie den Port, um sanft zu landen.

In des Baumes schweren Zweigen
Schien sich's als Versteck zu zeigen,
Und die leichten Winde sanken
Schwebend wie der Luft Gedanken.
In des Baumes grünen Abgrund sanken
Sie - da schien der Baum zu schwanken.

Da begann ein saches Wehen
Durch das Wipfellaub zu gehen.
Und da lief ein saches „Wehe ...“
Bis zur fernsten Wurzelzehe.
Doch die Winde lagen schon und schliefen
Längst schon in des Baums verborgnen Tiefen.

Der Mond

Trau' nie dem bleichen Mond, der schwimmend naht,
Ein Unhold, aus den Klüften aufgestiegen.
Der bleiche Schurke Mond sinnt auf Verrat,
Es sehn ihn welche vor den Türen liegen.

Ein tückisches Geschöpf und voll Gefahr.
Er ist ins fest verschlossene Haus gekrochen,
Wo er wie eine zarte Jungfrau war,
Doch hat er schamlos und nach Mord gerochen.

Trau' nie dem bleichen Mond – sei auf der Hut!
Tagsüber weilt er in den Abgrunds Reichen,
Wo er verräterische Dinge tut
Mit Ungeborenen und mit den Leichen.

Des Abgrunds Abgrund ist's, in dem er wohnt,
Um vieles Frevelhafte auszuüben,
Und wo er wie ein blasser König thront,
Doch scheint sein weißer Glanz sich nie zu trüben.

Er schwebt, ein Ding und Wesen aus Kristall,
In einer fleckenlosen Helle immer
Und stürzt, der weiße Mörder, wie ein Schwall
Von blankem Licht in die verhängten Zimmer.

Trau' nie dem bleichen Mond – ach, er ist schön!
Und kam er durch der Wolken Flut geschwommen,
Sind oftmals auf den Hügeln und den Höhn
Die Herzen in Begier zu ihm entglommen.

Es liebten ihn die Jünglinge und Fraun.
Die Mädchen und die Greise und die Knaben
Begehrten ihn und seinen Glanz zu schaun
Und an des Mondes Schönheit teilzuhaben.

Sie sehnten sich zu ihm und ihre Brust
Hob sich entzückt, sahn sie den Silberweißen.
Ach, diese haben nichts von ihm gewusst.
Sie wussten nicht, wie einst der Mond geheißnen.

Ahnst du den Namen? – Weh, schrei auf und heul!
Schon naht's den Türen, zärtlich sich den Klinken.
Der Mond ist da! Des Mondes weiße Greul
Sind über dir – du musst im Mond ertrinken!

Das Bilderrätsel

Dort sind Bilder und Zeichen.
Sieh, ein gewandter Stift
Hat sie entworfen - sie gleichen
Einer vergessenen Schrift.

Glückt's dir, dich zu entsinnen? –
Anker, Rose und Stern
Scheinen vertraut, aber innen
Schwebt ein verborgener Kern.

Suche, um ihn zu finden!
Ordne die Zeichen im Kreis.
Wenn sie sich sinnvoll verbinden,
Winkt dir ein herrlicher Preis.

Müh dich, den Preis zu erbeuten,
Wag's! - Erkenne und ahn',
Was die Zeichen bedeuten,
Spiegel und Schale und Schwan.

Alles kannst du erfahren,
Gibst du dich ihnen hin.
Leuchter und Schwert offenbaren
Einen verborgenen Sinn,

Glocke und Klöppel vertauschen,
Was sie bestätigt und zeigt.
Schau- und lerne zu lauschen
Erlausch, was ein Bild verschweigt.

Fürchte dich nicht, wenn in fahlen
Farben die Drachen dräu'n
Und was auch die Bilder malen,
Du darfst nicht ein einziges scheu'n.

Glaube den guten und bösen,
Ohne daß du sie trennst«
Dann wirst du den Rebus lösen,
Indem du das ganze erkennst.

Moriz Seeler:

Auf eine gläserne Kugel

*Dieser Ball aus hellem Glase,
Dies Gebild aus Luft geboren,
Eine holde Seifenblase,
Bleibt mir ewig unverloren.
Hat sich alles gleich verschworen,
Scheint es, dass die Hölle rase –
Zauberisch zur Form gefroren,
Schwebt der Traum aus reinem Glase.*

13. Dezember 1938

Grab eines Dichters

Immer segeln Wolken, weiße Dschunken,
Über diesem Grab und schimmern blank.
Doch der Hügel ist schon eingesunken
Und das Kreuz steht schräg im Untergang.

Niemand haust und wohnt in diesem Grabe,
Und da west kein abgestorbner Rumpf.
Der drin lag, flog fort und sitzt als Rabe
Irgendwo auf einem Weidenstumpf.

Stumm und schwarz und frierend bleibt er hocken.
Aber einmal wird er gräßlich schrein –
Und dann stürzt der Bau der Welt erschrocken
Wie ein Ankerbausteinkasten ein.

Die Spielzeugschachtel

In der Schachtel liegt's verworren
Und besteht aus hundert Stücken.
Celluloid und Holz und Horn
Dient die Schöpfung auszudrücken.

Ein verwegnes Vielerlei
Häuft und lagert sich im Innern.
Da gestaltet sich's aus Blei,
Bildet sich die Landschaft zinnern.

Aber Fels und Strauch und Baum
Ruh'n unter wirren Massen
So verstreut, daß sie sich kaum
In der Schachtel finden lassen,

Teich und Wasserfall und Kahn
Haben aus dem wüsten Haufen
Ohne irgendeinen Plan
Sich nach hier und dort verlaufen,

Hund und Katze, Has' und Hecht
Scheinen sich in dunklen Ecken
Wie ein fauler Stiefelknecht,
Der nichts tun mag, zu verstecken,

Rotes Roß und Reitersmann
Rollten nach verschiedenen Seiten
(Ach, es scheint, der Reiter kann
Nicht mehr auf dem Pferdchen reiten!)

Und der Mond aus Silberblech
Ist in einem kühnen Bogen,
Wie ein Habicht, stolz und frech
Aus der Schachtel weggeflogen,

Sonn' und Sterne sind kaputt.
Ganz verlassen und verraten
Starren traurig unterm Schutt
Die blessierten Zinnsoldaten,

Atlas, Seide, Samt und Tüll,
Stolzer Puppen Pracht und Prunk,
Sind zerfetzt und werden Müll
Und die Puppen sind ertrunken.

Puppe Lauras großer Zeh
Ragt inmitten Stroh und Watte
Wie der Turm von Ninive,
Das der Herr zertrümmert hatte,

Alles ward ein wüster Wust.

Der Krug

Der Tau, der in den Tälern des Saturn,
Den Dämmerfarbnen, schwer von Trauer hing,
Fiel 'nieder und er suchte Krug und Urn'
Und eine Schale, welche ihn als dunkle Flut
Des Leids empfing!

Da aber war kein Krug, der Kraft Gefäß,
Den Schmerz zu bergen, ohne je zu murren.
Dem Tau entstand ein schöneres Gesäß:
Ein schweigend Herz, das fing ihn auf, das
wurde voll bis an den Rand vom bitterm
Safte des Saturn.

Ist es Abschied, was ich sende,
Da ein jüngster Tag begann?!
Flammen schon die Feuerbrände,
Die kein Wasser löschen kann?!
Ja, fast scheint's die Hölle stände
Auf und fräße jedermann.
Doch im Untergang und Ende
Fängt ein neues, fängt das reinre Leben an.

25. III. 39.

Der Krug

Der Tau, der in den Tälern des Saturn,
Den dämmerfarbnen, schwer von Trauer hing,
Fiel 'nieder und er suchte Krug und Urn'
Und eine Schale, welche ihn als dunkle Flut
des Leids empfing!

Da aber war kein Krug, der Kraft Gefäß,
Den Schmerz zu bergen, ohne je zu murren.
Dem Tau entstand ein schöneres Gesäß:
Ein schweigend Herz, das fing ihn auf, das
wurde voll bis an den Rand vom bitterm
Safte des Saturn.

Ist es Abschied, was ich sende,
Da ein jüngster Tag begann?!
Flammen schon die Feuerbrände,
Die kein Wasser löschen kann?!
Ja, fast scheint's die Hölle stände
Auf und fräße jedermann.
Doch im Untergang und Ende
Fängt ein neues, fängt das reinre Leben an.

Revue „Bei uns – um die Gedächtniskirche ‘rum“

Direktion Theodor Tagger

Täglich 8¹/₄ Uhr im

Theater am Kurfürstendamm

Die neue Revue

Bei uns – um die Gedächtniskirche ‘rum

Text von Friedrich Hollaender und Moriz Seeler
Musik von Friedrich Hollaender
Mewes, Schaeffer, v. Meyerinck, Palfi, v. Poremsky,
Hase, Kosleck

„Eine spritzige, literarisch-politische Revue; musikalisch, textlich darstellerisch reich dotiert. Anni Mewes, Willi Schaeffers, Hubert v. Meyerinck an der Front. Beifall bis zum Trampeln.“ B. T.

Jazz-Orchester d. Weintraubs Syncopators

Heute nachmittag 4 Uhr zum letzten Male

Hans im Glück

Kinderrevue v. Marcellus Schiffer, Musik v. Paul Strasser

Weintraubs Syncopators Jazz Orchester

Vorverkauf ab 10 Uhr ununterbrochen.

„Um die Gedächtniskirche rum“
Die neue Revue im Theater am Kurfürstendamm

Das ist endlich wieder einmal ein Spiel mit Fingerspitzen – und spitzen Zungen. Ueberhaupt: Friedrich Hollaender versteht sich auf die feinere Kammerrevue. Es ist, als ob man irgendwo, ganz unter sich, eingeladen wäre und im intimen Salongespräch charmante Nichtigkeiten vorgelesen bekäme. Freilich auch mit allen Einwänden, denen solche Nichtigkeiten immer ausgelegt bleiben. Denn es ist alles ein wenig gar zu geistreich-literarisch geworden, ein wenig gar zu g'schweiz. So, daß man nachher gar nimmer weiß: worüber ha'm wir eigentlich g'redt?

Charmant freilich Hollaenders ironisierende Musik, von ihm am Flügel und von Weintraubs Syncopators auf nicht minder „fliegenden“ Instrumentchen mit entzückender Lausbüberei ausgeführt. Ein echter Schläger ist auch da, der durchs Ganze in weissen Variationen hindurchspielt: „Zwei dunkle Augen, zwei Eier im Glas...“

Was also da um die Gedächtniskirche nun passiert? Die reizende Anni Mewes mimt und singt und tanzt Kurfürstendamm: vom frühen „Arrangier“-Bummel über das nachmittägige romanische Café („Literatur-Geträ“) bis zur mehr abendlichen Wiener Kolonie: „Wien, du Ritzsch im Dreiviertelstakt, Rattenstift her, Rattenstift her...“ Willi Schaeffers kontert, notiert als „Ober“, holt „Musik aus schlechter Luft“, interviewt und interveniert (als republikanische Exzellenz). Hubert v. Meyerinck entfesselt Beifalls- und Nachstürme als – Tänzerin, Martin Kosleck als „bitterfüßer“ Dichterling, Marion Palfi als „Frage' mich was“ und Alexa v. Poremsky als große, große Elisabeth sind einfach reizend (aber, aber, wer wird die Bergner so verböhntepfeifen!). – Und zum Schluß muß Friedrich Hollaender immer wieder hervor, seine entzückende Dirigentenparodie wiederholen und sich mit seinem Text- und Regiepartner Moriz Seeler für den nimmer ermüdenden Beifall bedanken. Die ganze, so sparsam und geschickt zusammenarbeitende Kammerrevue-Gemeinschaft jubelt.

Und dann tritt man, durch das schauerhafte Gedränge im unzulänglichen Vorraum dieses Theaters endlich aufatmend, wieder auf den Kurfürstendamm.

Ja – wie ist es eigentlich gewesen? Ich weiß nichts mehr. So ein nur-literarischer Blödsinn! Aber dann besinne ich mich doch; laufe hinüber ins Café Reimann und bestelle mir rasch ein paar dunkle Augen und zwei Eier im Glas...
Tritsch

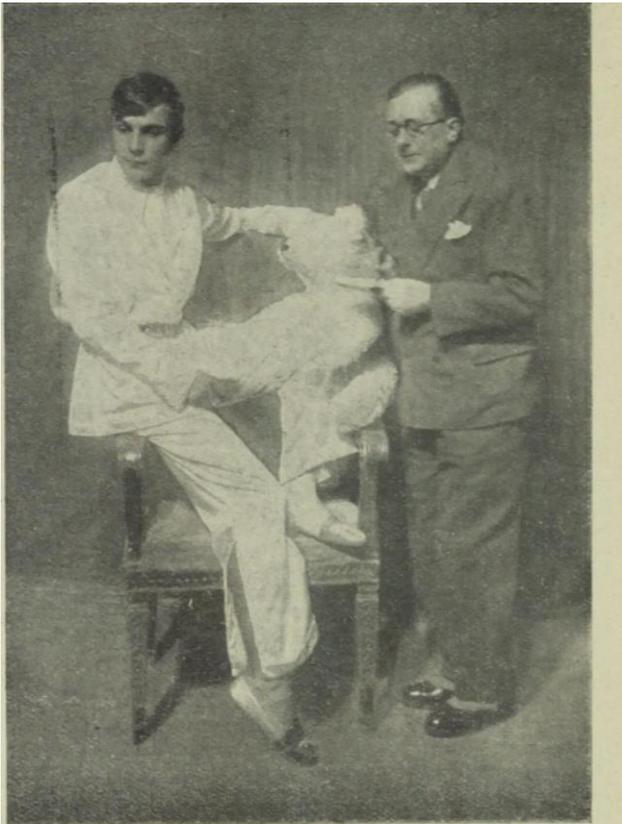
„Bei uns – um die Gedächtniskirche rum“
Revue im Theater am Kurfürstendamm

„Es muß an der Atmosphäre liegen“, singt Willi Schaeffers als bieder Kellner vom „Romanischen“. Ja, es mag wohl an der Atmosphäre liegen, daß allzuviel getrampt Literarisches in diese kleine Revue hereingepreßt worden ist. Man will die „unnotierten geistigen Werke“ des Escofés an der Gedächtniskirche veräppeln – und bleibt doch darin stecken. Nichts für ungut: wenn man dreimal in einer Saison eine aktuelle Revue schreiben muß, wie das Hollaender freiwillig oder unfreiwillig tut, so kann man nicht immer original sein, im Grunde genommen kreist man ja schon seit Jahren immer wieder um dieselben Gedanken: die Republik, von der man nicht recht weiß wie – der Reichswehrminister, von dem man nicht recht weiß wo – die jüngste Generation, von der man nicht recht weiß warum...
Nous avons tous fait ça... wir sind ja alle mehr oder weniger so. Also, nichts für ungut, denn gespielt wird wirklich recht nett. Anni Mewes ist reizend, scharmant, frech, grazios, besonders in der Wiener Angelegenheit. Hubert v. Meyerinck spielt sich selbst – nicht zu übertreffen (auch unterm Bülow-Bogen). Dann die übrige Garde, schon Standardfiguren: die feste, kleine Poremsky, Marion Palfi und Martin Kosleck. Annemarie Hase war schon mal besser.

Muß man noch viel über die Weintraubs sagen? Die sympathischen, durch und durch musikalischen Engels wissen ja doch, daß das Publikum nach ihnen „brüllt und trampelt“. Moriz Seeler hatte ein paar nette Ideen, leider keine Idee.

„Zwei dunkle Augen – zwei Eier im Glas...“ es muß doch wohl an der Atmosphäre liegen rund um die Gedächtniskirche rum, man ist ein bißchen „mühsam begeistert“.
S. N.

Berliner Vokszeitung vom 29.12.1927



„Bei uns — um die Gedächtniskirche 'rum.“ Revue von Moritz Seeler und Friedrich Holländer. (Theater am Kurfürstendamm, Berlin.) Klaus Mann (Martin Kobleck) wird interviewt, oder die „jüngste Generation“. Diese Szene soll durch eine Verfügung Klaus Manns verboten werden.



Jung und frech:
Alexa von Porembky in der Revue „Bei uns — um die Gedächtniskirche rum“
von Friedrich Holländer und Moritz Seeler

Phot. Barnack. 7



Romanisches Café

1. Der tägliche Kurszettel

Text von Moriz Seeler.

Der Kellner Willi Schaeffers

2. !!! Arrangieren Arrangieren!!!

Text von Moriz Seeler.

Anni Mewes.

3. Intelligenzbrillen der Tauentzienstraße

Text von Friedrich Hollaender.

1. Brille Willi Schaeffers
2. Brille Hubert v. Meyerinck
3. Brille Martin Kosleck
4. Brille Victor Palfi

8. Innere Angelegenheiten

Text von Moriz Seeler.

1. Offizier Hubert v. Meyerinck
2. Offizier Georg Hilbert
3. Offizier Bruno Fritz
4. Offizier Victor Palfi
Seine Excellenz Willi Schaeffers
Ordonnanz Martin Kosleck

9. Frag mich was.

Text von Moriz Seeler.

Herr A Martin Kosleck
Fräulein B Marion Palfi

13. Der große Star

Text von Moriz Seeler.

Die Generalsekretärin Annemarie Ha
Boy 1 bis 6 Martin Kosleck Victor
Palfi, v. Urff, Hoffmann, SeewaldLoewy
Ein Fremder Georg Hilbert
Der große Star Alexa v. Porensky

14. Die Papageien vom Kurfürstendamm

Text von Moriz Seeler und Friedrich Hollaender

Anni Mewes und Hubert v. Meyerinck.

15. Amerikanische Kolonie

Joe Bonell

(erstes Auftreten in Deutschland).

16. Moabit

Text von Moriz Seeler.

1. Richter Willi Schaeffers
2. Richter Hubert v. Meyerinck

17. Wiener Kolonie

Text von Friedrich Hollaender.

Die Stimmungssoubrette Anni Mewes

18. Was bringt die Zeitung?

Text von Moriz Seeler und Friedrich Hollaender

Ausschnitt aus dem Programmzettel zu „Bei uns – um die Gedächtniskirche rum“

Der liebe Gott

Von Moriz Seeler

Der liebe Gott sieht aus wie der Schauspieler Diegelmann, aber seine Tagesgage ist bestimmt fast ebenso hoch wie die von Willi Fritsch. Er trägt einen grauen Havelock, und sein Anzug ist schon recht abgeschabt; die Hosen verbeult und ganz ohne Bügelfalten. Die Heilige Magdalena bohrt bereits seit ein paar tausend Jahren, er soll sich einen neuen machen lassen; aber der liebe Gott ist eigensinnig, er will das gar nicht wissen. Er denkt: »Ich kanns mir ja leisten, unmodern zu sein. Ich bin der liebe Gott.« Außerdem ist er sparsam und legt das Geld lieber auf die hohe Kante; wer weiß, was noch alles geschieht, und wird er eines Tages mal abgebaut, so hat er sich wenigstens ein hübsches Sümmchen erspart und braucht sich keine Sorgen zu machen. Und vor allem und überhaupt — er hat es nicht gern, wenn man immerzu an ihm herummäkelt; was geht das schon diese Person, die Heilige Magdalena, an, daß er einen eisernen Konfektionsschlips trägt, fertig gekauft, weil er es bis auf den heutigen Tag noch nicht erlernt hat, seine Krawatte selber zu binden, - was geht die Magdalena das wirklich an? »Immer wieder diese Weiber — es ist zum Kotzen«, denkt der liebe Gott, wenn er im Heiligenschein und Havelock so durch die Wolken latscht. Eigentlich ist ihm schon der Heiligenschein zu feierlich und zu offiziell; ein Regenschirm macht sich auch ganz schön, so pflegt er zu murren, - aber schließlich und endlich — was tut man nicht alles um des Prestiges willen? Der liebe Gott, offen gestanden, eine ganze Menge. Bei all seiner Abneigung gegen das offizielle Getue — geht es mal wirklich um sein Prestige, dann muß eben selbst auf Deubelkommraus repräsentiert werden. Hat er sich doch neu-lich sogar, und recht eifrig, darum bemüht, auf die Titelseite der ‚Berliner Illustrierten‘ zu kommen, - natürlich nur, um das göttliche Prestige, das bedrohte, vor der atheistisch infizierten »Gruppe junger Engel« wiederherzustellen; nicht aus gemeiner Eitelkeit. Sagt er . . .

Übrigens ist sein Versuch missglückt: man hat ihn auf der Redaktion der Illustrierten gefragt, ob er ein Sportlehrer, ein Nobelpreisträger oder eine Wehfliegerin sei, - der liebe Gott gehöre nicht zu den Typen der Zeit. Sie haben ihn dann auf den Inseratenteil verwiesen, aber das hat er nun wieder nicht gewollt.

Am wohlsten fühlt sich der liebe Gott, wenn er nach dem Mittagessen ganz inoffiziell bei seinen lieben Heiden sitzt; die glauben zwar nicht an ihn, aber sie sind nett und

machen keine Umstände. Er spielt eine Partie Sechsendsechzig mit Plato oder mit Mark Aurel, und jedes Mal versucht er zu mogeln. Neulich hat ihn der Perser Zoroaster, dessen Bart allmählich auch ganz hübsch grau zu werden beginnt, tatsächlich doch beim Schummeln ertappt, - der liebe Gott ist ganz rot geworden und hat sich furchtbar geschämt, aber das nächste Mal wird ers bestimmt von neuem versuchen.

Dann wird der Kaffee getrunken, mehr Milch als Kaffee, viel Zucker, viel Butterbemmchen, - und in der Zeit zwischen dem Nachmittagskaffee und dem Abendbrot regiert Gott die Welt. Sie ist auch darnach. Nicht sehr viel hält der liebe Gott vom Theater. Er hat schon sooo viel gesehen Er war bei der Uraufführung des großen Schaustücks »Brand und Zerstörung von Troja« dabei, - die Presse schrieb damals zwar, bei Charell sei so etwas viel gekonnter, aber ihm hats genügt. Er hat die historische Tragödie vom dreißigjährigen Krieg erlebt, mit echten Waffen, auf hundertfünfundzwanzig Schau» plätzen, - allererste Besetzung — der prominente Gustav Adolf von Schweden und der noch prominentere Friedländer» Wallenstein traten in Chargenrollen überhaupt nur zwei Akte lang auf, - ja, ja, früher hatten die Stars eben noch Ensemblegefühl —, und schon seit jenen Tagen glaubt der liebe Gott nicht mehr so recht an die heilsame Wirkung von

Zeit» und von Antikriegsstücken,- und seitdem er einmal der Privatvor» Stellung eines Sittenstücks in Sodom und Gomorrha beigewohnt hat — was schon ein ganzes Weilchen her ist, aber Betty Stern war damals auch schon dabei —, seitdem, sagt er, können ihm selbst Reinhardts Gesellschaftskomödien am Kurfürstendamm nicht mehr imponieren. Nein, mit dem Theater hat der liebe Gott nicht mehr viel im Sinn.

Er ist mehr für etwas vulgäre Vergnügungen, er schwärmt für den Zirkus und fürs Varieté. Manchmal, wenn er gut aufgelegt ist, gibt er selber ein paar Zauberkunststückchen zum besten, Es klappt freilich nicht immer und dann schreit er. Das jst echt: er schreit, weil er sich ungeschickt angestellt hat oder weil er schlecht trainiert ist, und dann bekommt der Erzengel Michael oder der Evangelist Lukas oder wer sonst grade da ist, ein fürchterliches Ding hineingewürgt. Aber zuweilen ist er wirklich in großer Form, und dann jongliert er euch mit Sonne, Erde, Mond und Sternen - er macht das fast so begabt wie Rastelli. Robitschek müßte ihn mal fürs Kabarett der Komiker engagieren, das wäre ein Bombengeschäft.

Manchmal denkt der liebe Gott an jene Zeiten zurück, da er noch ein Kind war und auf einer großen grünen Wiese lag,- am liebsten hat er Reifen gespielt oder Diabolo und Indianerbücher gelesen, aber das ist lange her. Er träumt gern von jenen frühen Tagen, und er erzählt auch öfter davon. Aber merkwürdig — er kann sich meist gar nicht mehr recht an alles erinnern und bleibt dann mitten im Satz stecken. Er ist eben schon sehr alt, der liebe Gott.

Programmheft des Kabaretts der Komiker, Mai 1931

Biografie

Yonkersburg in Preussen, am
11. Januar 1939.

Gemäß § 2 der 2. Verordnung zur
Vereinfachung des Geburtsbuches
sind Änderungen von Familien-
namen mit Wirkung vom 17.
August 1938 für die Geburtsregister
mit Wirkung vom 7. Januar 1939
mit der Wirkung vom 1. Januar
1939 ab zurückzuführen auf den
ursprünglichen Namen.

Der Hauptbeamte
zu Unterzeichnung
Kallmann



Erklärt
am 15. Februar 1939.

Korde, Justizsekretär
als Urkundsbeamter
der Geschäftsstelle des Amtsgerichts.

Nr. 33.

A.

Greifenberg i. P. am 5. März 1896.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der
Persönlichkeit nach _____

_____ be kannt,
Frau Hulda Emma Emma Erdmann
geborene Radtke,
wohnhaft zu Greifenberg i. P.

_____ Religion, und zeigte an, daß von der
Frau Seeler geborene Levin,
Ehefrau des Rudolf Hermann Hermann
Seeler, beide ungetraut Religion,
wohnhaft zu Greifenberg i. P., Lindenstraße
109 n., bei ihrem Mann,
zu Greifenberg i. P. in dessen Wohnung
am _____ ten März des Jahres
tausend acht hundert _____ und fünf. Vormittags
um _____ Uhr ein Kind männlichen
Geschlechts geboren worden sei, welches _____ im Vornamen

Moritz
erhalten habe. Frau Erdmann erklärte, daß
sie bei der Verbindung des Rudolf
Seeler zugegen gewesen sei.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben
Emma Erdmann

Der Standesbeamte.

Zu Unterzeichnung
Lehmann

Die Uebereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt.

Greifenberg i. P. am 5. März 1896.

Der Standesbeamte.

Zu Unterzeichnung
L. Mann

H. H.

Geburtsurkunde Mori(t)z Seeler

Greifenberg am 5. März 1896.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach bekannt, die Hebamme Emma Erdmann, geborene Radtcke, wohnhaft zu Greifenberg i. P [in Pommern]. und zeigte an, daß von der Clara Seeler geborenen Levin, Ehefrau des Kaufmanns Siegmund Seeler, beide mosaischer Religion, wohnhaft zu Greifenberg in Pommern, Lindenstraße 109 q, bei ihrem Ehemann, zu Greifenberg in Pommern in dessen Wohnung am ersten März des Jahres tausend acht hundert neun zig und sechs, Vormittags um elf Uhr ein Kind männlichen Geschlechts geboren worden sei, welches den Vornamen Moritz erhalten habe.

Frau Erdmann erklärte, daß sie bei der Entbindung der Ehefrau Seeler zugegen gewesen sei.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.
Emma Erdmann

Der Standesbeamte.
In Vertretung
Lehmann

Die Übereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt.
Greifenberg in Pommern am 5ten März 1896.

Der Standesbeamte.

In Vertretung
Lehmann

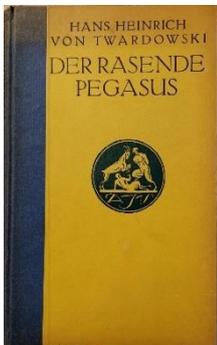
Greifenberg in Pommern, am 11. Januar 1939.

Gemäß § 2 der 2. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 hat der Nebenbezeichnete mit Erklärung vom 7. Januar 1939 mit der Wirkung vom 1. Januar 1939 ab zusätzlich den weiteren Vornamen Israel angenommen.

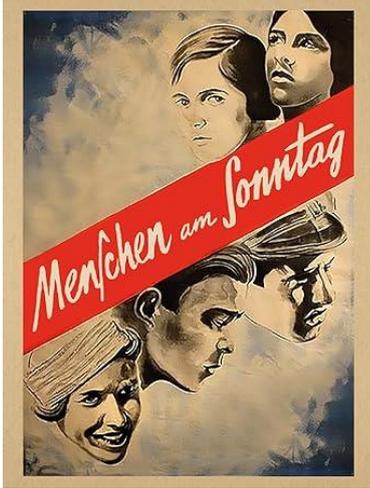
Der Standesbeamte.
In Vertretung
Dallmann
Beglaubigt
Treptow (Rega) , den 15. Februar 1939.
Bode, Justizsekretär
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle des Amtsgerichts.

Übertragung durch die Süttlerinstube Hamburg



Jahr	Datum/Ereignis
1896	Moritz Seeler wird am 1. März in Greifenberg/Pommern geboren
1915	Abitur am humanistischen Gymnasium Greifenberg Zunächst Studium der Geschichte in München, dann Studium der Germanistik in Berlin
1916	Nervenzusammenbruch. Behandlung in psychiatrischen Kliniken
1917	Immatrikulation in Jena, ab Oktober bis 1920 erneut Studium in Berlin
Ab 1918	Literarische Parodien und Porträts für die Sammlung „Der rasende Pegasus“ und die Zeitung „Das kleine Journal“
	
1919	Gedichtzyklus „Der Hirtenknabe“ in der Zeitschrift „Die junge Kunst“, Buchveröffentlichung nicht nachweisbar
	
1922	Mitbegründer der „Jungen Bühne“ in Berlin (bis 1927)
1927	Texte für die gemeinsam mit Friedrich Holländer produzierte Revue „Bei uns um die Gedächtniskirche rum“

1929/3
0



Produktion des Films „Menschen am Sonntag“

1932/3
3 Inszenierungen im Rahmen des „Theaters der Schauspieler“
Dramaturg am „Agnes-Straub-Theater“

1935/3
6 Gastregisseur beim Jüdischen Kulturbund
Rhein-Ruhr. Inszenierungen:



Moriz Seeler

1937 Gedichtband „Die Flut“ erscheint in Wien

1940 Zwangsarbeit in einem Motorenwerk in Kreuzberg

1942 Einlieferung ins Jüdische Krankenhaus; von dort am 15. August Deportation nach Riga, wo Moriz Seeler nach der Ankunft am 18. August ermordet wird

Transportliste

6 54

54

Lfd. Nr.	Name	Vorname	geb. am	Ort	Beruf	ledig	verh.	Alter	arbeitsfähig	Ort	Wohnung Straße	Kennkarten-Nr.	Kennzeichen-Nr.	Bemerkungen
81	Bentschel	Elsa Gertrud	5.2.80	Breslau	ohne	ja		62	ja	Wmf., Bambergerstr. 17	A451662	14800	✓	
82	Bielaki	Rosa Sawa	20.4.89	Berlin	ohne	ja		51	ja	N. 50, Ansbacherstr. 8a	A523220	14806	✓	
83	Bilaki	Selma Sawa	21.1.95	Königsberg	Arbeiterin	ja		47	ja	dto.	A523013	14809	✓	
84	Rosenthal	Erich Sawa	26.11.84	Berlin	ohne		ja	58	ja	NO. 18, Landsbergerstr. 10	A194998	14895	✓	
85	Rosenthal geb. Vogelsdorff	Gertrud Sawa	13.12.87	Gollantsch	ohne		ja	55	ja	dto.	A195252	14846	✓	
86	Heilbrun	Wilhelm Sawa	12.7.77	Nordhausen	Arbeiter		ja	65	ja	N. 50, Bambergerstr. 49	A441665	14866	✓	
87	Heilbrun geb. Löwenberg	Klara Sara	20.4.95	Stettin	ohne		ja	49	ja	dto.	A441665	14867	✓	
88	Hoebner geb. Moser	Vera Sara	25.10.99	Liegnitz	ohne		ja	43	ja	Bachstr. 37a	A056520	14906	✓	
89	Himan geb. Koltun	Sara	25.5.79	Wilna	ohne		ja	65	ja	N. 50, Franseckstr. 2	Fr. P. B. 3487/42	14927	✓	
90	Ettlein	Clara Sara	18.9.85	Krossen	ohne		ja	57	ja	N. 50, Koro-Straße 5	B 529	14943	✓	
91	Ettlein	Mirjam	27.7.29	Ludwigshafen	ohne		ja	12	ja	dto.		14984	✓	
92	Harous	Elice Sawa	25.8.79	Berlin	ohne		ja	65	ja	III. 40, Spenerstr. 29	A066707	14969	✓	
93	Harous	Margarete Sawa	12.11.81	Berlin	ohne		ja	61	ja	dto.		14970	✓	
94	Seeler	Moritz Sawa	1.5.96	Königsberg	Arbeiter	ja		46	ja	N. 55, Irmischstr. 2	A430193	15026a	✓	
95	Gross	Elly Hilda Sawa	29.6.94	Hannover	ohne		ja	48	ja	Wmd., Kaiserallee 31a	A441954	15107	✓	

Editorische Notiz und Danksagungen

Die Schreibweise in den Gedichten wurde in der Regel entsprechend der Vorgabe des Originals beibehalten. Nur bei Schreibweisen, die dem heutigen Sprachgebrauch nicht mehr entsprechen und deshalb nur schwer verständlich sind, wurden diese behutsam, unter Wahrung des Sinns des Gedichts, angepasst.

Danksagungen

Für die Übertragungen alter Vorlagen und Dokumente danke ich den Sütterlinstuben in Konstanz und in Hamburg.

Für die Unterstützung bei der Beschaffung von Unterlagen und Informationen bedanke ich mich bei

- Dr. Klaus-D. Kohrt vom Verein Pommerscher Greif e.V.
- Antonia Harders vom P. Walter Jacob Archiv an der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur in Hamburg
- Nora Binder vom Deutschen Theatermuseum in München
- Matthias Thiel vom Deutschen Kabarettarchiv in Mainz
- Jens Kaufmann vom Deutschen Filminstitut & Filmmuseum e.V., Frankfurt
- Dr. Peter Jammerthal, Institut für Theaterwissenschaft, theaterhistorische Sammlungen der Freien Universität Berlin

Hinweis:

Für nichtgewerbliche Zwecke, insbesondere für Unterrichts- oder Wissenschaftszwecke und Gedenkstättenarbeit, ist die Verlinkung, der Download oder jede sonstige Nutzung kostenfrei möglich. Die gewerbliche ist nur nach Zustimmung durch das Deutsche Riga-Komitee gegen eine Spende zulässig.

Das deutsche Riga-Komitee

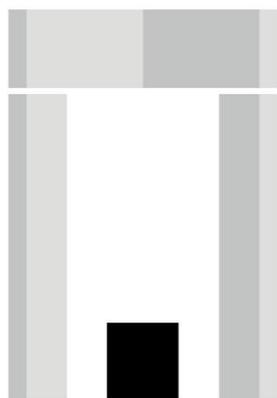
Am 23. Mai 2000 empfing Bundespräsident Johannes Rau, in diesem Amt zugleich Schirmherr des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge, Repräsentanten von 13 deutschen Großstädten. Gemeinsam mit dem Präsidenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge gründeten sie in Berlin im Beisein von Vertretern der Städte Riga und Wien das „Deutsche Riga-Komitee“.

Dieser in Europa einzigartige erinnerungskultureller Städtebund, dem auch Brunn, Prag, Riga, Theresienstadt und Wien angehören, hat die Aufgabe, an die über 25.000 jüdischen Bürgerinnen und Bürger zu erinnern, die in den Jahren 1941/42 aus ihren Städten nach Riga deportiert und in ihrer überwiegenden Zahl im Wald von Bieniek ermordet wurden. Das Deutsche Riga-Komitee fühlt sich in seiner Arbeit auch den mehr als 26 000 lettischen jüdischen Opfern des Rigaer Ghettos verbunden, die am „Rigaer Blutsonntag“ (30.11.1941) und in den Tagen danach in Rumbula ermordet wurden, damit die aus dem Deutschen Reich deportierten Menschen dort eingepfercht werden konnten.

Erste Aufgabe war die Errichtung einer würdigen Gräber- und Gedenkstätte für die Opfer.

Die Anlage im Wald von Bikernieki wurde am 30. November 2001 eingeweiht, genau am 60. Jahrestag des „Rigaer Blutsonntag“ und 60 Jahre nach Beginn der Deportationen aus Deutschland.

Das Deutsche Riga-Komitee ist inzwischen auf 80 Städte angewachsen.



RIGA-KOMITEE

STÄDTEBÜNDNIS
FÜR DAS ERINNERN UND GEDENKEN
AN DIE DEPORTATION VON JÜDINNEN UND JUDEN